

7 Wiener Stadt-Bibliothek.

8732

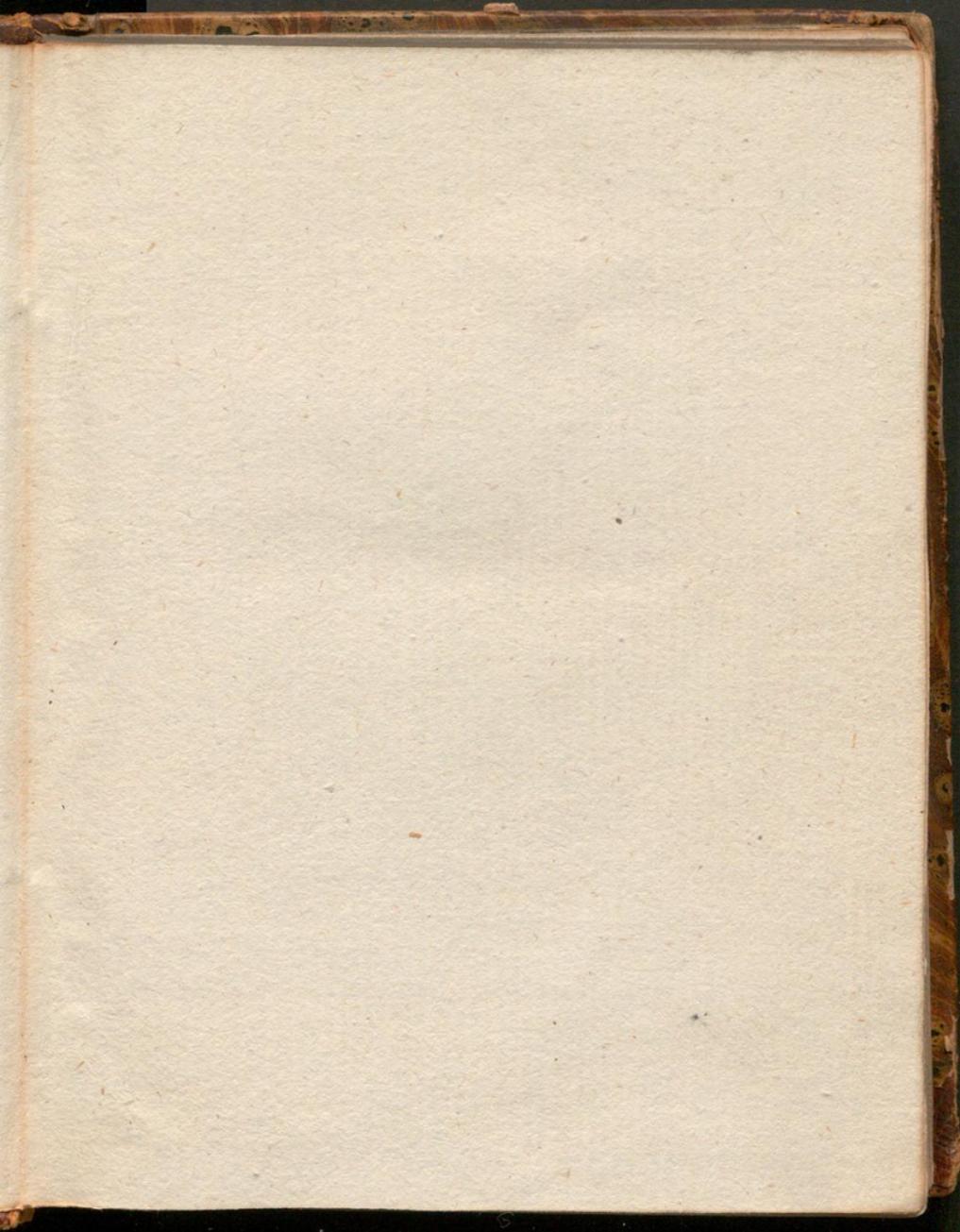
A



7132

~~A II~~

D III $\frac{2}{8}$



7





**Großvaters
Erzählungsbuch.**

**Eine Sammlung
lehrreicher und unterhaltender Erzählungen**

f ü r

d i e J u g e n d.

V o n

Leopold Chimani.

Mit acht Bildern.

W i e n.

Verlag der Kunsthandlung H. F. Müller,

Kohlmarkt Nr. 1149.

Ergebnisse

der

...

...

...

...

...

...

1. Die drey Brüder in der Fremde.

Eine arme Witwe, welche sich von der Arbeit ihrer Hände kümmerlich ernährte, hatte drey Söhne, von welchen Johann dreyzehn, Niklas elf und Paul zehn Jahre alt war. Wenn auch diese drey Knaben bey jeder Arbeit zugriffen, so konnten sie doch nicht das tägliche Brot verdienen; daher sich die Mutter Tag und Nacht abmühen mußte, um ihnen dasselbe zu verschaffen. In dem Winter, wo der Erwerb für die Tagelöhner immer gering ist, hatte die Witwe ihre Noth, um den drey Buben, welche den gleichen Appetit wie im Sommer hatten, so viel Brot und Erdäpfel zu schaffen, daß sie sich täglich sättigen konnten.

Als im Frühjahr der Schnee geschmolzen war, die Sonne schon warm schien, und die Gräser und Blüthen zu sprossen anfangen, flichte die Mutter die wenigen Kleidungsstücke der drey Buben sorgfältig aus, bereitete jedem einen Schnappsack aus Zwilch, gab in denselben ein Stück Brot und das Gebethbuch,

hing ihnen denselben um, und sagte: „Liebe Kinder, ihr sehet, daß ich euch nicht mehr ernähren kann; aber ihr habet schon Kräfte und Geschick, um selber etwas zu verdienen. Wandert in Namen Gottes fort in die Welt, sprecht bey guten Leuten ein, und suchet so lange nach einem Dienste, bis jeder von euch einen findet. Habet Gott vor Augen, führt euch brav auf, und ihr werdet euch gewiß gut in der Welt fortbringen.“

Die Mutter segnete dann ihre Kinder, wobey ihr das Herz vor Wehmuth hätte bersten mögen, und entließ sie mit Thränen im Auge.

Ein Bruder findet Unterkunft.

Die drey Buben wanderten dann mit einander fort. Als sie die erste Mittagsruhe unter einem schattigen Baume am Eingange in ein Dorf hielten, und jeder sein Stück Brot aß, kam ein Bauer zu ihnen, und fragte sie, woher sie kämen, und was das Ziel ihrer Reise sey.

Johann, der ältere Bruder, sagte ihm, was sie genöthiget habe, von der Mutter wegzuziehen, und daß jeder von ihnen einen Dienst suche.

„Diesen kann einer von euch sogleich bey mir finden,“ entgegnete der Bauer. „Meine Frau gibt sich viel mit der Zucht der Gänse ab, für welche die

Weide schon zu grünen anfängt; daher ich einen Gänsehirt brauche, welcher die Gänse auf die Weide treibt, und dort hütet. Dafür gebe ich ihm die Kost und Kleidung, und wenn er sich gut aufführt, auch noch ein Geschenk an Geld. Wer von euch will bey mir in den Dienst treten?"

Die drey Brüder sahen einander an, und die Wahl fiel auf Paul, den jüngsten, der auch schwächer, als die anderen zwey Brüder und daher auch schwerer unterzubringen war. Paul nahm den Antrag mit Freuden an, und versprach, daß er sein Möglichstes thun werde, um den Bauer zufrieden zu stellen, und die anderen zwey Brüder bathen den Bauer, daß er Paul menschenfreundlich behandeln, auf seine Jugend Rücksicht nehmen, und ihm nicht zu Schweres auferlegen möchte. Sie ermunterten zugleich Paul, daß er seinem Herrn auf den Wink gehorsam seyn, und sich immer treu und ehrlich betragen möchte. Der Bauer führte die drey Knaben nach Hause, stellte sie seiner Gattinn vor, welche sie wohlwollend aufnahm, ihnen zum Mittagessen einen Milchbrey aufsetzte, den sich alle drey gut schmecken ließen.

Der Bauer behielt die drey Brüder den Nachmittag und die folgende Nacht in seinem Hause, und als am kommenden Morgen die zwey älteren Brüder

ihren Weg weiter fortsetzten, gab die Bäuerinn einem jeden ein großes Stück Brot und mehrere gekochte Erdäpfel in den Schnappsack mit.

Der z zweyte Bruder wird von einem Bäcker aufgenommen.

Die beyden Brüder nahmen unter vielen Dankfagungen Abschied von den guten Bauersleuten, empfahlen dem zurückbleibenden Bruder nochmahls Treue und Ehrlichkeit in seinem neuen Dienste, und setzten ihren Weg getrost fort. Sie waren froh, daß ihr Bruder, der ihnen viele Sorge gemacht hatte, ein gutes Plätzchen gefunden hatte, und gaben sich der Hoffnung hin, daß es mit Gottes Hülfe auch ihnen gelingen werde, irgendwo bey guten Leuten unterzukommen.

Aber sie waren schon einige Tagereisen weit gegangen, hatten schon viele Dörfer durchwandert, in jedem derselben nach einem Dienste oder Erwerbe gefragt; aber ohne allen Erfolg. Ihre Vorräthe an Brot und Erdäpfeln waren aufgezehrt, und was sie von guten Leuten erhielten war nicht hinlänglich, um ihren Hunger zu stillen.

In dieser Bedrängniß wendeten sich die zwey Knaben zu Gott, und betheten bey einem Kreuzbilde, welches unfern eines Marktfleckens auf dem Feldwege

stand, mit rührender Andacht, und fleheten zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen, und sie zu guten Leuten führen möchte, wo sie Brot und Unterkunft finden könnten.

Sie kamen in dem Marktsflecken zu dem Hause des Bäckers; sie setzten sich vor dem Bäckerladen auf die Bank, um auszuruhen, und beriethen sich, was sie in ihrer traurigen Lage anfangen sollten.

Die Tochter des Bäckers, ein zwölfjähriges, herzensgutes Mädchen, eilte mit blankem Gelde in der Hand fort in eine Kaufmannsbude, um dort einige Bänder einzukaufen. Im Laufen war ihr ein Zwanzigkreuzerstück, ohne daß sie es gewahr geworden war, entfallen. Als sie den beyden Knaben schon aus dem Gesichte war, sah es Johann auf der Erde glänzen, und hob es auf. In der Noth, in welcher die beyden Knaben sich befanden, wäre dieses Silberstück, wenn sie es verheimlicht hätten, eine gute Aushülfe für sie gewesen. Aber ihre Ehrlichkeit siegte über die Versuchung.

Als die Bäckerstochter wieder zurückkam, händigten sie ihr das gefundene Zwanzigkreuzerstück ein. Das Mädchen war über die Ehrlichkeit der beyden Knaben, welchen man Armuth und Noth im Gesichte ansehen konnte, sehr erfreut, sie hohlte aus dem Bäckerladen zwey Brote, und gab jedem Knaben zum Danke

eines. Dann verfügte sie sich zu ihrem Vater, und erzählte ihm, was vorgegangen war. Dieser trat sogleich vor den Bäckerladen, sprach die Knaben freundlich an, lobte ihre schöne Handlung, fragte sie um ihre Herkunft und weitere Reise, und nachdem sie ihm ihre Umstände genau erklärt hatten, sagte er zu ihnen: »Einer von euch kann bey mir bleiben. Ich habe eine neue Kunde in der Fabrik, welche eine halbe Stunde weit von hier erbauet worden ist, erhalten, die viel Gebäck brauchen wird. Jener von euch beyden, der bey mir bleibt, kann es täglich zweymahl dahintragen; auch will ich ihm andere leichte Arbeit anweisen, die er verrichten kann, und es soll ihm an nichts ermangeln, wenn er nur fleißig, treu und ehrlich ist. Führt er sich gut auf, so will ich schon für sein weiteres Fortkommen sorgen.«

Johann und Niklas wären jeder gern bey dem Bäcker geblieben; aber da er nur einen brauchen konnte, und auch meinte, daß Niklas hinlängliche Kräfte zu allen Berrichtungen habe, die er ihm auferlegen werde, so überließ Johann dem jüngeren Bruder den Dienst, indem er meinte, daß er als der ältere leicht eine Unterkunft irgendwo finden werde.

Der dritte Bruder findet auch einen Platz.

Der Bäcker, dem sich die beyden Knaben durch ihre Ehrlichkeit empfohlen hatten, gestattete dem älteren Bruder, daß auch er einige Tage bey ihm im Hause verweilen, und ausruhen durfte. Johann war sehr erfreut, daß er noch länger bey seinem Bruder bleiben konnte, und mit Nahrung reichlich versorgt wurde. Der Bäcker trug ihm auch allerley kleine Arbeiten im Hause auf; und da Johann dieselben mit Fleiß und Geschick verrichtete, so war in den ersten Tagen keine Rede davon, daß er weiter ziehen sollte.

Der Bäcker bekam einen Besuch von seinem Gevatter, dem herrschaftlichen Gärtner aus dem Schlosse Lilienwald. Dieser klagte ihm, daß sein Lehrjunge ihm vor einigen Tagen entlaufen sey, und weil derselbe sich niemahls tadellos aufgeführt habe, er ihn, wenn er auch von seinen Aeltern zurückgebracht werde, nie mehr wieder annehmen, sondern einen anderen, verlässlicheren wählen werde.

Der Bäcker schlug dem Gärtner vor, Johann, der sich in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes in seinem Hause durch Redlichkeit, Fleiß und Anstelligkeit empfohlen hatte, als Lehrjungen anzunehmen. Johann wurde gerufen und gefragt, ob er bey dem

Gärtner in die Lehre treten wolle; er bejahete die Frage mit freudigem Blicke; er gefiel dem Gärtner, die Tochter des Bäckers ermangelte nicht, Johann wegen seiner Ehrlichkeit bestens zu empfehlen, und der Knabe wurde von dem Gärtner zum Lehrlingen angenommen und auf das Schloß Lilienwald geführt.

Nun hatten alle drey Brüder einen Platz gefunden, der sie ernährte, und jeder dankte Gott dafür, und bestrebte sich, sich so gut zu betragen, daß er desselben nicht verlustig werde.

Das Gebeth und der Segen ihrer frommen Mutter hatte auch gute Wirkung hervorgebracht. Alle drey waren zu guten Leuten gekommen, und es lag nur an ihnen, die Wohlthat, welche ihnen zu Theil geworden war, gut zu benutzen.

Wenn es allen dreyen auch wohl erging, so dachten sie doch oft mit wehmüthiger Sehnsucht an ihre gute Mutter, von welcher sie sehr weit entfernt waren, und der sie nur selten Nachricht von sich geben konnten, weil eine Gelegenheit hierzu sich auch nur selten ereignete. Nur Paul, der jüngste Bruder, war in dieser Hinsicht besser daran, weil das Dorf, in welchem er bey dem Bauer diente, kaum eine halbe Tagreise von seinem Geburtsorte entfernt war.

Wohlergehen der drey Brüder.

Die Mutter war anfangs um ihre drey Söhne, welche sie ganz hülflos in die Fremde fortgeschickt hatte, sehr besorgt. Aber nur die äußerste Noth hatte sie dazu gezwungen; daß sie dieselben christlich erzogen, fleißig in die Schule geschickt, an Fleiß und Arbeitsamkeit gewöhnt hatte, gab ihr einige Beruhigung, und sie konnte daher hoffen, daß sie sich gut in der Welt fortbringen werden. Täglich bethete sie zu Gott, daß er ihre drey Söhne in Schutz nehmen und sie vor allem Bösen bewahren möchte.

Hoherfreut war sie, wenn sie von dem einen oder anderen eine Nachricht erhielt, und immer lautete dieselbe, daß sich derselbe wohlbefinde und mit seiner Lage zufrieden sey.

Paul, der jüngste Sohn, war bey dem Bauer nicht lange Gänsehirt geblieben; er hatte ihn bald bey den Pferden verwendet, und sich an ihm einen tüchtigen Pferdeknecht erzogen, auf welchen er sich völlig verlassen konnte. Durch Ehrlichkeit, treue Anhänglichkeit und unermüdeten Fleiß hatte sich Paul dem guten Bauer so sehr empfohlen, daß er wie der Sohn des Hauses behandelt wurde, und ihm nie in den Sinn kommen konnte, diese brave Familie zu verlassen.

Niklas, welcher sich in dem Hause des Bäckers zu allen Arbeiten verwenden ließ, zu welcher er Kräfte und Geschick hatte, lernte in der Folge das Bäckerhandwerk, und wurde ein tüchtiger Geselle, auf dessen Treue, Ehrlichkeit und Emsigkeit der Bäcker sich verlassen konnte.

Nicht weniger war der herrschaftliche Gärtner mit seinem Lehrlinge Johann zufrieden, welcher schon vor dem Verlaufe der Lehrjahre mehr als mancher andere Gärtnergehülfe leistete, und sich dabey durch ein anständiges Benehmen, durch Fleiß und Redlichkeit auszeichnete.

Der Bauer, der Bäcker und der Gärtner segneten den Tag, an welchem einer von den drey Brüdern in ihr Haus getreten war, und wünschten nur, daß ihr Zögling noch länger bey ihnen verweilen möchte.

Als die drey Brüder acht Jahre vom Hause abwesend gewesen waren, bathen sie ihre Brotherren um Urlaub auf zwey Wochen, damit sie ihre Mutter besuchen könnten. Diese ertheilten ihnen dieselbe mit dem Besatze, daß sie gewiß wieder zu ihnen zurückkehren, und sich durch keine, wenn auch sehr vortheilhaft scheinende Anträge von ihnen abwendig sollten machen lassen, indem die Brotherren gewiß sehr gute Absicht für deren Zukunft hätten.

Versorgung der drey Brüder.

Die drey Brüder machten die Reise in ihre Heimath gemeinschaftlich, indem einer den anderen auf dem Wege abholte. Mit einem guten Reisegelde von ihrem Ersparten versehen, langten sie glücklich bey ihrer Mutter an. Unausprechlich war die Freude, welche die gute Frau bey dem Anblicke ihrer Söhne hatte, die sie als arme, hülflose Knaben in die Fremde fortgeschickt hatte, für die sie immer sehr bekümmert gewesen war, und die sie nun als gut gewachsene stattliche und wohlgekleidete Bursche vor sich sah. Sie hörte nicht auf, einen nach dem anderen zu umarmen, und Gott zu danken, daß er ihr Gebeth erhört, und sie in den Söhnen so reichlich gesegnet hatte.

Die dankbaren Söhne unterließen aber auch nichts, um der Mutter ihre unwandelbare kindliche Liebe zu beweisen, und ihr alle Zärtlichkeiten zu bezeigen. Jeder von ihnen hatte der Mutter ein Geschenk von seinem Spargelde zu ihrer besseren Pflege mitgebracht.

Diese rief alle Nachbarn und Nachbarinnen, alle Verwandten und Bekannten herbey, damit sie ihre Söhne sehen, bewundern, und die Freude mit ihr theilen sollten.

Die Söhne blieben bis zum Ablaufe ihres Urlaubes bey der Mutter, und genossen in ihrer Gesellschaft die seligsten Tage. Mit Thränen im Auge schieden sie von ihr, und kehrten zu ihren Brotherren zurück. Bey diesen blieben sie noch mehrere Jahre, wurden wie Söhne des Hauses behandelt, und die Brotherren sorgten auch väterlich für sie.

Dem Paul verhalf der Bauer zu einer kleinen Landwirthschaft, welche er theils von seinem ersparten Liedlohne, theils auch durch eine Summe, welche ihm der Bauer vorstreckte, bezahlte. Da Paul bald darauf eine gute Heirath machte, so konnte er in kurzer Zeit demselben das Darlehen zurückbezahlen.

Der brave Bäcker wurde in der Folge vom Schlagflusse berührt, an der rechten Seite gelähmt, und dadurch zur Fortführung seines Bäckergerwerbes unfähig. Er übergab dasselbe seiner guten Tochter, an welcher Johann schon bey dem Eintritte ins Haus eine wohlwollende Gönnerinn gefunden hatte, und sie wählte ihn mit Einwilligung ihres Vaters zum Gatten.

Niklas wurde von seinem Lehrherrn einer benachbarten Herrschaft als Schloßgärtner empfohlen, in welcher Stelle er eine lebenslängliche Versorgung hatte.

Alle drey Brüder betrieben ihre Geschäfte mit Fleiß und Umsicht, waren gottesfürchtige, redliche Männer; sie hatten von Jugend auf gelernt, sparsam zu seyn; sie wurden nicht nur allein wohlhabende, sondern auch geachtete Männer, und genossen noch die Freude, daß sie ihre Mutter unterstützen konnten, welche die letzten Jahre ihres Lebens bald bey diesem, bald bey jenem Sohne zubrachte, wo sie gut verpflegt und mit dankbarer kindlicher Liebe behandelt wurde.

2. Die Waise.

In dem Hause des Cameral-Rathes N., welcher in einer Kreisstadt wohnte, wurde die Aufsehers-Witwe Liebold in der Küche und zu allerley Hausarbeiten verwendet; sie erhielt dafür die Kost und eine kleine Bezahlung, welches eine große Beyhülfe für sie war, indem ihr kleiner Witwengehalt nicht für ihren Unterhalt und jener ihrer achtjährigen Tochter Marie hinreichte.

Der Cameral-Rath war Witwer. Seine Gattinn hatte ihm bey ihrem Tode eine einzige Tochter hinter-

lassen, welche des Vaters Trost und Freude war. Victorine, so hieß das gute Mädchen, war zehn Jahre alt, als ihre Mutter starb, und der Vater wollte der Tochter keine Stiefmutter geben, da sie durch Herzengüte, Fleiß, Ordnungsliebe und guten Fortgang in den Lehrgegenständen und weiblichen Arbeiten zu der erfreulichen Hoffnung berechtigte, daß sie selbst in einigen Jahren dem Hauswesen werde vorstehen können; deswegen heirathete er nicht wieder, was der guten Victorine sehr angenehm seyn mußte.

Zur Besorgung des Hauswesens nahm der Cameral-Rath eine über die Jugendjahre vorgerückte, in der Küche und Wirthschaft wohlbewanderte, verlässliche Weibsperson, Namens Walburga an, mit welcher er ganz zufrieden gewesen wäre, wenn sie sich nicht mürrisch, zänkisch und manchmahl zu karg genommen hätte; daher die Dienstleute neben ihr viel von ihrer üblen Laune zu ertragen hatten, und es nicht lange an ihrer Seite aushielten.

Dieser Wechsel der Dienstleute war dem Cameral-Rathe freylich unangenehm, aber er mußte ihn doch geschehen lassen, da ihm an Walburga mehr gelegen war, deren gute Eigenschaften ihre Fehler weit überwogen, und die sich bey dem Cameral-Rathe dadurch zu empfehlen suchte, daß sie seine Tochter

mit aller Aufmerksamkeit, Schonung und zuvorkommender Dienstfertigkeit behandelte.

Dem Wechsel der Dienstbothen half endlich der Cameral-Rath dadurch ab, daß er die Aufseherwitwe Liebold zu den Hausarbeiten aufnahm, welche so viel Geduld und Selbstverläugnung hatte, daß er hoffen konnte, sie werde mit seiner mürrischen und zänkischen Haushälterinn auskommen, und die auch der Wohlthaten wegen, die ihr und ihrer Tochter Marie im Hause des Cameral-Rathes an Kost und Lohn zufließen, sich mehr als andere Dienstleute würde gefallen lassen.

Victorine nimmt Marien in Schutz.

Die Aufseherwitwe war schon über drey Jahre in dem Hause des Cameral-Rathes, und hatte sich schon an die mürrische Haushälterinn gewöhnt, als sie schwer erkrankte und starb. Marie war nun eine Waise und bald zwölf Jahre alt. Alle, auch Walburga, hatten Mitleid mit dem armen Mädchen, das nun ganz hülflos in der Welt dastand. Insbesondere konnte es Victorine ohne Thränen im Auge nicht ansehen, und sie bath den Vater, daß er die arme Waise nicht verstoßen möchte, die jetzt schon im Hause verwendbar, in einigen Jahren ein brauchbares Dienstmädchen seyn werde.

Der Vater willigte gern ein, obwohl er vorausah, daß Marie von Walburga viel werde zu erdulden haben, und er besorgte, daß diese durch ihre mürrische und zänkische Gemüthsart das Mädchen endlich verzagt machen werde. Aber Victorine hatte sich vorgenommen, Marie in besonderen Schutz zu nehmen, damit sie von Walburga nicht zu gröblich mißhandelt werde.

Diese sah Marien mit mißgünstigen Augen an, daß sie an Victorinen eine Gönnerinn gefunden habe; aber sie hatte so viel Achtung vor der Tochter des Hauses, und kannte deren Einfluß bey dem Vater, daß sie sich Gewalt anthat, und Marie wenigstens vor den groben Ausbrüchen ihrer üblen Laune geschützt war. Marie führte sich aber so gut auf, sie war so fleißig, ordentlich und reinlich in ihren Verrichtungen, daß jede billige Hausfrau mit ihr hätte zufrieden seyn können.

Victorine machte ihren Vater öfters auf Mariens gutes Betragen und ihre zunehmende Brauchbarkeit aufmerksam, und er unterließ nicht darauf hinzuweisen, wenn er mit Walburga von Marien sprach, um dadurch stillschweigend seinen Wunsch auszusprechen, daß Walburga sie mit Nachsicht und Schonung behandle.

Unfall.

Eines Tages war große Kaffee- und Thee-Gesellschaft im Hause, bey welcher die schönsten und kostbarsten Tassen und Becher aufgesetzt wurden. Marie mußte dieselben reinigen, und hatte das Unglück, daß ihr eine Tasse auf die Erde fiel und in Stücke zerbrach.

Nun hatte sie den Zorn der zänkischen Haushälterinn in vollem Maße zu fürchten, die aber zum Glücke auf einige Zeit abwesend war. In der großen Verlegenheit wußte sich Marie nicht anders zu helfen, als daß sie zu ihrer Gönnerinn, der guten Victorine, ihre Zuflucht nahm, ihr das Unglück, und was sie deswegen zu fürchten habe, darstellte, und sie um Gotteswillen bath, ihr aus der großen Verlegenheit zu helfen.

Victorine faßte sogleich ihren Entschluß; sie nahm die Scherben von der Tasse Marien aus der Hand, warf ein Tuch um die Schultern, eilte zu dem Porzellán-Händler, und kaufte eine der zerbrochenen ganz gleiche Tasse, übergab sie Marien, und befahl ihr, den Unfall mit der Tasse ganz zu verschweigen, weil nur sie beyde davon wüßten.

Marie ergriff die Hand ihrer Gönnerinn, küßte sie zu wiederhohltten Mahlen, und betheuerte, daß

sie den großen Dienst, welchen ihr Victorine erwiesen habe, nie vergessen und nur Gelegenheit suchen werde, ihr denselben zu vergelten.

Der Unfall mit der Kaffee-Tasse blieb verschwiegen; nicht einmahl Victorinens Vater erfuhr ein Wort davon, und Marie beeiferte sich, alle ihre Arbeiten genau zu verrichten, bey der mürrischen Walburga jede Gelegenheit zum Zanke zu verhüthen, und der guten Victorine, wo sie nur immer konnte, ihre Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zu bezeigen.

Vergeltung des Dienstes.

Es verging mehr als ein Jahr, als Victorine Besuch von Verwandten aus der Hauptstadt bekam, welche einige Tage bey dem Cameral-Rathe verweilten. An einem schönen Nachmittage machte Victorine mit ihrer Muhme, welche mit ihr gleiches Alters waren, einen Spaziergang in den Wald, wo auch Kaffee getrunken wurde, welchen Marie dort bereitete. Alle waren sehr munter und vergnügt; man scherzte, hüpfte und tanzte, und wanderte fröhlich durch die Alleen des Waldes weit herum. Erst spät am Abende kehrte man nach Hause zurück.

Als Victorine nach dem Abendessen sich entkleidete, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß sie das kostbare Medaillon, in welchem Haare von ihrer ver-

storbenen Mutter in Gold und Glas gefaßt waren, und auf das sie auch einen hohen Werth als Angedenken setzte, sammt dem goldenen Kettchen, an welchem sie es um den Hals trug, auf dem Spaziergange im Walde verloren habe.

Marie, welche eben in Victorinens Schlafzimmer sich befand, war Zeuginn ihres großen Schmerzes, und suchte sie mit dem Versprechen zu trösten, daß sie sich alle Mühe geben werde, dasselbe aufzufinden. Als alle im Hause zu Bette gegangen waren, machte sich Marie mit einer Laterne in der Hand auf den Weg in den Wald, um das Medaillon zu suchen. Sie wußte die Richtung, welche Victorine mit ihren Verwandten auf den Spaziergängen im Walde genommen hatte, und die Plätze, wo sie mit denselben länger verweilet war. An allen Stellen suchte Marie sorgfältig nach; aber ohne Erfolg.

Sie ruhete einige Zeit aus, und wartete ab, bis der Vollmond aufgegangen war. Sie setzte ihr Nachsuchen dann fort; aber es wollte ihr nicht gelingen, weder die Kette noch das Medaillon zu entdecken. Von dem langen Herumstreifen wurde Marie um so müder, da sie auch des nächtlichen Schlafes entbehrte; aber dieses konnte sie nicht hindern, das Nachsuchen fortzusetzen.

Schon ging die Sonne glänzend auf, und ver-

dunkelte den Mond. Auf den Blättern der Bäume, auf den Blumen, Gräsern und Kräutern perlete der Thau im schönsten Sonnenglanze, und Marie schöpfte neue Hoffnung, daß sie bey hellem Tage doch ihr Ziel erreichen werde. Sie ging jeden Weg, welchen sie schon früher gegangen, noch einmahl, die Augen immer auf die Erde geheftet. Sie sah von fern etwas Glänzendes an einem Gesträuche hängen; sie näherte sich demselben, und, o Freude! das Medaillon mit der entzweygerissenen Kette hing an einem Dornenstrauche.

Marie nahm es freudig von demselben, und eilte mit dem Funde nach Hause. Sie kam zu Victorinen, als diese, welche am Abende lange nicht aus Traurigkeit und Sorge über ihren Verlust hatte einschlafen können, am späten Morgen erwachte.

Victorine war sehr angenehm überrascht, als ihr Marie das mit so vieler Mühe und Aufopferung gefundene Medaillon sammt der Kette überreichte, und als Victorine derselben mit einer herzlichen Umarmung in dem Uebermaße ihrer Freude dankte, sagte Marie, dieser Dienst sey kaum eines Dankes werth, aber ihr um so erwünschlicher gewesen, da sie durch denselben einen kleinen Theil ihres Dankes habe abtragen können, zu welchem sie seit dem Unfalle mit der Kaffeh-Tasse gegen Victorinen verpflichtet gewesen war.

Diese Dienstfertigkeit und Dankbarkeit empfahen Marien bey Victorinen und ihrem Vater immer mehr; sie schützten sie vor jeder Mißhandlung der griesgramigen Haushälterinn, und erzogen sich an Marien eine treue, anhängliche und verlässliche Dienerinn, welche bey ihnen verweilte, bis sich eine vortheilhafte Gelegenheit zu einer Heirath darboth.

3. Der treue Diener.

Als Ferdinand VII., König von Spanien (gestorben 29. September 1838), im Jahre 1808 von Napoleon nach Frankreich gelockt, und zu Valençay wie ein Gefangener unter strenger Aufsicht gehalten wurde, hatte ihn in seinem Gefolge auch der Kämmerer Graf Esq** dahin begleitet, und die Gefangenschaft mit dem Könige Ferdinand getheilt. Aber der Graf starb schon im folgenden Jahre, und die Gräfinn, seine Gattinn, welche in das beunruhigte Spanien nicht zurückkehren wollte, erhielt die Erlaubniß, nach Paris zu ziehen, wo sie zu verbleiben gedachte, bis Ruhe und Ordnung in ihr Vaterland wieder zurückkehren würden.

Hier lebte sie als Witwe ihrem Stande gemäß, und hoffte, daß sie bey den vielseitigen Verdiensten ihres verstorbenen Gemahls um den spanischen Hof einen anständigen Witwengehalt erhalten werde. Aber derselbe blieb aus. Anfangs erhielt die Gräfinn auf ihre schriftlichen Bittgesuche ausweichende Bescheide, oder man schob die Erledigung derselben auf eine lange Zeit hinaus, und nach langem Harren und oft wiederholten Bitten bekam sie endlich eine abschlägige Antwort.

Durch die Verweigerung des Witwengehaltes kam die Gräfinn in eine sehr bedenkliche Lage. Ihr verstorbener Gemahl hatte kein eigenes Vermögen gehabt, und nur von dem Gehalte gelebt, welchen er von dem spanischen Hofe bezogen. Die Baarschaft, welche derselbe bey seinem Tode hinterlassen hatte, war ausgegeben, und die Gräfinn mußte schon anfangen, das Entbehrlichste von ihrem Schmucke zu verkaufen, um die täglichen Ausgaben für ihre Haushaltung zu bestreiten. Nach und nach mußte die Gräfinn alles, was sie an Edelsteinen und Goldgeschmeide besaß, in Geld umsetzen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und da die spanischen Angelegenheiten immer verwickelter wurden, und Napoleon den französischen Prinzen Murat auf den spanischen Königsthron erhoben hatte, schwand der Gräfinn

immer mehr die Hoffnung, daß sie jemahls einen Witwengehalt bekommen, noch in ihr Vaterland in besseren Umständen werde zurückkehren können.

Der Diener Martin.

Die Gräfinn war bald, da sie wenig mehr zu verkaufen hatte, gezwungen, ihren Haushalt auf die dringendsten Bedürfnisse einzuschränken, und hatte beschlossen, ihre Köchinn und den Bedienten, die einzigen zwey Dienstbothen, welche sie noch hatte, zu entlassen.

Der Bediente Martin war schon an dreyßig Jahre im Dienste der gräflichen Familie. Er hatte bey den Aeltern der Gräfinn gedient, und war bey der Verheirathung der Gräfinn, auf die Empfehlung des Vaters, als ein treuer und verläßlicher Diener in die Dienste des Grafen Esq** übergetreten.

Martin hing in der vieljährigen Dienstzeit seiner Herrschaft mit unverbrüchlicher Treue an. Er suchte derselben auf alle Art, selbst mit persönlicher Aufopferung nützlich zu werden, und sie vor allem Schaden zu verwahren; aber er hatte den Fehler der meisten alten Dienstbothen, daß er sich ungern etwas Ungewöhnliches befehlen ließ, gern alles nach altem Herkommen und seinem Kopfe that, sich manchmahl eine Einrede oder einen Widerspruch gegen seine Herr-

schaft erlaubte, über die anderen Dienstleute als ältester Hausgenosse sich gern erhob und sie Hofmeistern wollte, was zu manchem unangenehmen Auftritte Veranlassung gab, und ihm, da er ohnehin ein düsterer, oft grämlicher Mann war, ihre Zuneigung entzog; daher er von denselben mehr gescheuet, als geliebt wurde. Die Herrschaft kannte aber ihren Mann, und wußte, daß Martin unter einer etwas rauhen Hülle ein vortreffliches Herz und lobenswerthe Eigenschaften besaß. Daher that es der Gräfinn wehe, daß sie sich, durch die Noth gezwungen, von diesem treuen Diener, auf welchen sie sich in allen Wechselfällen ihres Schicksals verlassen konnte, trennen sollte.

Offenes Bekenntniß.

Mit kummervoller Miene kündete sie der Köchinn an, daß die Umstände sie nöthigten, dieselbe ihres Dienstes zu entlassen, da sie sich hinsür in allen Ausgaben nur auf das Nothwendigste beschränken müsse. Mit schwerem Herzen trennte sich die Köchinn von der guten Herrinn, und bath sie, wenn sich in Zukunft ihre Umstände wieder günstiger gestatten sollten, sie wieder in ihre Dienste zu nehmen.

Als die Gräfinn aber dem alten Diener Martin bedeutete, daß sie auch ihn verabschieden müsse, weil sie ihn nicht mehr ernähren und besolden könne,

sagte er ihr kurzweg, daß er sich in keinem Falle und nie von ihr trennen werde. „Ich habe die guten Tage,“ sprach er mit einer Thräne im Auge, „mit Ihnen, gnädige Gräfinn, genossen; ich will auch die schlimmen mit Ihnen theilen. Meine Ernährung kostet nicht viel, und auf die Besoldung thue ich gern Verzicht, bis sich Ihre Umstände ändern. Ich will mich auch mit der geringsten Kost begnügen; wenn ich nur Brot und Wasser habe, um meinen Hunger und Durst zu stillen.“

Die so treue Anhänglichkeit rührte die Gräfinn, und bewog sie, was sie bisher verschwiegen hatte, dem Diener offenherzig die traurige Darstellung ihrer drückenden Lage zu machen, daß sie ihre bisherige geräumigere Wohnung verlassen, in einem abgelegenen Theile der Stadt ein wohlfeiles Dachstübchen sich miethen müsse, und kaum mehr so viel Baarschaft habe, um die nöthige Nahrung für einige Monathe anzuschaffen, und daher den braven Diener auf keinen Fall mehr beybehalten könne; indem sie für ihre Person die dringendsten Bedürfnisse auf längere Zeit nicht mehr werde bestreiten können.

Martin miethet ein Zimmerchen.

„Wenn die Sache sich so verhält,“ entgegnete der treue Diener, „so muß ich mich von Ihnen, gnädige

Gräfinn, trennen; aber ich thue es nur in der Absicht, um Ihnen mehr nützlich zu seyn. Was ich besitze, und mir in Ihrem Dienste als rechtmäßiges Eigenthum erworben und erspart habe, sehen Sie von nun an als das Ihrige an, und ich werde, auch wenn ich von Ihnen, gnädige Gräfinn, entfernt bin, doch alle meine Kräfte anwenden, um Ihnen hinsfür nützlich zu werden.“

Mit diesen Worten trennte sich Martin von der Gräfinn, und es that ihrem durch den Drang der Umstände tief gekränkten Herzen wohl, eine so treue Anhänglichkeit bey dem Diener zu finden. Martin suchte der Gräfinn ein Stübchen in einer entfernten Vorstadt auf, und nachdem er es gemiethet hatte, half er, die Möbeln der Gräfinn, welche in demselben Platz hatten, dahin bringen. Die übrigen verkaufte er so theuer, als er sie an Mann bringen konnte, und händigte der Gräfinn das für dieselben eingenommene Geld ein.

Vorsichtig hatte Martin, der wohl einsah, daß die an Bedienung gewohnte Gräfinn dieselbe auf einmahl nicht ganz werde entbehren können, dafür gesorgt, daß die dreyzehnjährige Tochter der Frau, bey welcher er das Stübchen für die Gräfinn gemiethet hatte, derselben die nöthigen Dienste für eine geringe Bezahlung leistete.

Als die Gräfinn ihre neue Wohnung bezog, fand sie Alles in gehöriger Ordnung, und war nicht wenig erstaunt und freudig überrascht, als ihr die Frau, welche das Stübchen vermietete, sagte, daß die Wohnungsmiethen auf drey Monathe vorhinein schon bezahlt sey. Diese hatte Martin von seinem Ersparten hergegeben, und er konnte durchaus dazu nicht bewogen werden, daß er den Ersatz dafür von der Gräfinn annahm.

Diese Beweise einer aufopfernden Anhänglichkeit erleichterten ihr das Herz, und waren ihr ein Trost in ihrem Unglücke, in welchem sie sich von Allen, die ihr ehemahls Freundschaft geheuchelt hatten, verlassen sah; denn so lange die Sonne unseres Glückes scheint, sind wir von Scheinfreunden umlagert; wenn sie sich aber umwölkt und trübt, verlieren sie sich Alle, wie der Schatten, und wir stehen allein und verlassen da.

Aufopferung.

Martin war von nun an unablässig bemüht, der Gräfinn ihre Lage zu erleichtern. Er hatte in seiner Jugend das Buchbinderhandwerk erlernt, als Diener sich in den freyen Stunden mit feinen und zierlichen Papparbeiten beschäftigt, und es hierin zu einer großen Fertigkeit gebracht.

Diese Arbeiten setzte er nun fort, und sie fanden

guten Absatz. Was er die Woche hindurch verdiente, brachte er der Gräfinn Sonntags; sie mußte es annehmen; da half kein Sträuben. Er pflegte dabey zu sagen: »Gnädige Gräfinn, Sie haben mich an dreißig Jahre ernährt, wobey ich mich immer sehr wohl befunden habe. Erlauben Sie, daß ich jetzt, wo Ihre Umstände sich verschlimmert haben; etwas für Sie thue. Ich bin überzeugt, daß Sie mir Alles wieder ersetzen, wenn Sie in eine bessere Lage kommen werden, und daß dieses bald geschehe, bitte ich Gott täglich.»

Martins Papparbeiten fanden immer mehr Käufer, und er konnte nicht so viele liefern, als bey ihm bestellt wurden; er arbeitete oft spät in die Nacht hinein, um seine Kunden zu befriedigen. Dabey vergönnte er sich nur die nothdürftigste Nahrung, und nicht so viel Ruhe und Schlaf, als sein vorgerücktes Alter erforderte. Dieses wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit ein, und seine Kräfte schwanden. Da er auch jetzt noch seine Arbeiten fortsetzte und keine kräftigere Nahrung sich verschaffte, so nahm seine Kraftlosigkeit immer mehr zu, und er wurde bettlägerig.

Der Arzt und die Gräfinn.

Martin konnte nun nichts mehr erwerben und nichts mehr der Gräfinn mittheilen. Dieses schmerzte

ihn eben so sehr als die Krankheit, welche sich von Tag zu Tage verschlimmerte.

Martin hatte sich durch sein gutes Betragen die Zuneigung der Leute erworben, bey welchen er wohnte, und so arm sie auch waren, so hatten sie doch ein mitleidiges Herz. Sie riefen einen menschenfreundlichen Arzt herbey, und pflegten den Kranken, so gut und so viel sie konnten.

Die Gräfinn war um ihren treuen Diener, welchen sie nun als helfenden Freund ansah, sehr besorgt, und besuchte ihn täglich. Sie mußte bis in das fünfte Stockwerk, und von da über eine Leiter hinaufsteigen, um zu der Dachkammer zu gelangen, in welcher Martin krank lag. Als sich dessen Krankheit verschlimmerte, blieb sie den ganzen Tag bey ihm, um ihn zu pflegen.

Hier traf sie der Arzt an, welcher den Kranken behandelte, und war nicht wenig erstaunt, bey demselben eine Dame als Pflegerinn zu finden, deren ganzes Benehmen auf eine höhere Geburt und feinere Bildung schließen ließ. In Abwesenheit der Gräfinn fragte der Arzt den kranken Martin, in welcher Beziehung er zu der Dame stehe, welche ihn mit so vieler Aufmerksamkeit und Liebe pflege.

Martin entwarf ihm ein trauriges Bild von dem Schicksale der Gräfinn, welche von Wohlhaben-

heit und Glanz in solche Armuth herabgesunken sey, und die schon alle Hoffnung aufgegeben habe, daß sich ihre Lage noch ändern könne. Er verschwieg aber aus Bescheidenheit, was er bis jetzt für die Gräfinn gethan habe.

Als die Gräfinn zurückkam, bezeigte der Arzt ihr seine Achtung für die Liebe, welche sie ihrem ehemahligen treuen Diener erweise. Da entgegnete die Gräfinn, daß sie nur Schulden bezahle, indem Martin sich für sie in ihrem Unglücke geopfert habe, und daß seine Krankheit nur die Folge der Anstrengungen sey, welche er ihretwegen sich auferlegt hatte. Sie erzählte nun dem Arzte, was Alles der treue Diener für sie unternommen, und welche Hülfe er ihr geleistet habe, seitdem sie sich von ihm habe trennen müssen.

Änderung des Schicksals.

Der menschenfreundliche Arzt wurde durch diese Darstellung innig gerührt, und mit Achtung und Mitleiden gegen die Gräfinn und den treuen Diener erfüllt. Er nahm sich vor, ihr Schicksal so viel möglich zu verbessern. Er machte als erste Hülfe bey den reichen Familien und dem Adel, denen er ärztliche Dienste leistete, eine Sammlung an Geld, welche so reichlich ausfiel, daß der Gräfinn und dem Diener

auf längere Zeit geholfen war. Martins Krankheit besserte sich, und er fing zu genesen an.

In Spanien hatten sich indessen die Umstände geändert. König Ferdinand VII., von Napoleon seiner Haft entlassen, kehrte dahin zurück, und hielt am 14. May 1814 seinen Einzug in der Hauptstadt Madrid.

Der Arzt suchte nun Mittel und Wege, der Gräfinn zu dem Witwengehalte, um welchen sie nach dem Tode ihres Gemahles wiederholt, aber immer fruchtlos gebethen hatte, zu verhelfen, und dieses gelang ihm durch den spanischen Geschäftsträger in Paris, welchen er in Krankheitsfällen oft Hülfe geleistet hatte. Dieser bewirkte, daß der Gräfinn von dem Könige Ferdinand nicht nur die dem Range ihres verstorbenen Gemahles entsprechende Witwengehalt bewilliget, sondern ihr auch von dem Tage an, an welchem ihr Gemahl gestorben war, ausgezahlt wurde.

Dadurch wurde die Gräfinn in gute Umstände versetzt, und aller Nahrungssorgen enthoben. Aber sie vergaß nicht, was sie ihrem treuen Diener Martin dabey zu verdanken hatte, welcher allein sie in der Dürftigkeit nicht verlassen, ihr schmerzliche Opfer gebracht hatte, und dadurch mittelbar die Veranlassung geworden war, daß sie in bessere Umstände versetzt wurde. Sie nahm Martin wieder zu sich, nicht als

Diener, der er früher gewesen war, sondern als Freund, den sie gern an ihrem Wohlstande Theil nehmen ließ. Mit ihm kehrte sie nach Spanien zurück, ließ ihn immer an ihrem Tische speisen, versah ihn mit allem Nöthigen, und achtete ihn immer als einen Freund, welcher seine treue Anhänglichkeit ihr zu einer Zeit bewährt hatte, wo sie in Dürftigkeit versetzt und ohne alle Hülfe war.

4. Unverhoffte Zurückkunft.

Im Anfange des langwierigen Krieges, welchen Oesterreich von dem Jahre 1792 bis zu dem Pariser Frieden im Jahre 1814 mit geringer Unterbrechung führte, wurde Berthold Cavera in Süd-Tyrol zum Soldaten ausgehoben, und er diente noch nicht lange, als er in einem Gefechte zum Gefangenen gemacht wurde. Alle Kriegsgefangenen wurden in das Innere von Frankreich abgeführt, und so große Entbehrungen sie auch auf dem Wege dahin zu ertragen hatten, und so vielen Mühseligkeiten sie auch ausgesetzt waren, so wurde doch ihr Schicksal, wenn sie dort angekommen waren, dadurch erträglich, daß sie

bey dem Feldbaue, bey Handwerken und anderen Arbeiten verwendet, dafür gut genährt und bezahlt wurden, weil es damahls in Frankreich, wo alle wehrhaften jungen Männer die Waffen ergreifen mußten, schon an arbeitenden Händen zu mangeln anfing.

Berthold konnte sich aber als Kriegsgefangener nicht zufriedenstellen; er sehnte sich nach seiner Heimath; seine Lage schien ihm drückender, als sie es in der That war, und er suchte sie zu ändern, auf welche Art es nur immer geschehen konnte. Diesen Vorsatz verbarg er sorgfältig, damit seine Lage durch strengere Ueberwachung oder durch Entziehung der Freyheit nicht noch verschlimmert werde. Er sammelte durch große Sparsamkeit einige Baarschaft, um sich auf dem Wege leichter fortzuhelfen, und beschloß zu entweichen.

Er führte dieses Vorhaben aus, und gelangte unter unfäglichen Gefahren und Mühseligkeiten in die Bende, wo die dem Könige von Frankreich treu gebliebenen Unterthanen einen blutigen und hartnäckigen Krieg gegen die Machthaber, welche die Regierung in Frankreich an sich gerissen hatten, führten. Bey diesen Bendeern nahm Berthold für einige Zeit Dienste, und durch deren Hülfe gelang es ihm, Toulon zu erreichen, welche Stadt mit dem Seehafen die Engländer damahls im Besitze hatten.

Bertholds ferneres Schicksal.

Berthold verdingte sich auf einem englischen Caper-Schiffe, das ist: auf einem solchen Schiffe, welche die kriegsführenden Seemächte ausrüsten, um gegenseitig die Handelsschiffe aufzufangen, und dadurch den Handel zur See zu hemmen, oder ihm Abbruch zu thun.

Das Caper-Schiff, auf welchem Berthold diente, war glücklich, eroberte mehrere Kauffardes-Schiffe, und machte große Beute. Diese wurde unter dem Capitän und die Schiffsmannschaft nach Verhältnis ihres Ranges vertheilt.

Dem Berthold fiel ein guter Theil von der oftmahls gemachten Beute zu, und da er an Sparfamkeit gewohnt war, so wuchs derselbe von Jahr zu Jahr. Als er schon eine bedeutende Summe beisammen hatte, und die bedungene Dienstzeit zu Ende war, ließ er sich in Ost-Indien, wo das Caper-Schiff landete, nieder, um sein Erworbenes ruhig zu genießen, vielleicht auch durch glückliche Unternehmungen zu vermehren und dann in ruhigen Zeiten in sein Vaterland zurückzukehren.

Er machte Bekanntschaft mit einem Pflanzer, welcher von deutschen Aeltern abstammte, geläufig

deutsch sprach, und dem Ankömmlinge schon der Landmannschaft wegen gewogen war.

Der Pflanzer nahm Berthold zum Gehülfsen bey seinem ausgedehnten Geschäfte an, und da dieser sich sehr thätig und treu bewies, und sich überhaupt als einen gutmüthigen, rechtschaffenen und betrieb-samen Mann in allen Fällen zeigte, nahm er ihn endlich zum Gesellschafter an, und gab ihm seine einzige Tochter zur Ehe.

Der Schwiegervater stirbt.

Berthold war nun in besten Umständen; er lebte vergnügt mit seiner Gattinn, geliebt von ihr und ihrem Vater, und dankte Gott, daß er ihn nach so vielen Wechselfällen in eine so glückliche Lage versetzt hatte. Nur dachte er oft mit Sehnsucht an seine lieben Aeltern in der Heimath, von denen er bey den unruhigen Kriegszeiten in so weiter Entfernung gar keine Nachricht erhalten konnte. Da diese auch, seitdem Berthold bey seinem Regimente vermißt worden, gar nichts mehr von ihm hörten, und niemand von ihm angeben konnte, ob er im Gesechte geblieben oder von dem Feinde gefangen worden sey, so hielten sie ihn schon längst für todt, und trauerten um ihn.

Nachdem Berthold einige Jahre an der Seite seiner liebenswürdigen Gattinn, welche ihm auch zwey holde Kinder gebracht, zufrieden auf den Pflanzungen verlebt hatte, wurden er und die Seinigen mit Trauer erfüllt. Der Pflanze, sein Schwiegervater, dem er sein ganzes Glück zu verdanken hatte, starb in seinen Armen.

Lange konnten sie sich über diesen Verlust nicht trösten, und von dieser Zeit an fühlte Berthold eine gewisse Leere auf seinen Pflanzungen. Die Sehnsucht nach seiner Heimath erwachte in ihm stärker als jemahls; und er konnte nie mehr seiner glücklichen Lage so froh werden, wie er es früher gewesen war.

Berthold kehrt nach Europa zurück.

Berthold beredete seine Gattinn, mit ihm nach Europa zu reisen. Der langwierige Krieg gegen Frankreich war glücklich geendet, die alte Regentenfamilie wieder auf den Thron erhoben, und eine Störung des Friedens nicht leicht mehr zu befürchten. Die Meere waren sicher zu beschiffen, und allenthalbenkehrten Ruhe und Ordnung zurück. Die Handelsunternehmungen kamen in größeren Betrieb, und dehnten sich immer weiter aus.

Berthold hoffte seine Pflanzungen und Vorräthe unter diesen günstigen Umständen theuer an Mann bringen zu können. Als seine Gattinn in den Verkauf derselben eingewilliget hatte, fand sich bald ein Käufer, dem sie gegen annehmbare Bedingungen überlassen wurden, und Berthold bereitete alles Nöthige zur Reise nach Europa vor. Die aus dem Verkaufe seiner Besitzungen eingezogenen Gelder setzte er in Wechsel um; und schickte diese vor seiner Abreise nach London, um sie dort bey seiner Ankunft zu erheben.

Nachdem Berthold alle seine Angelegenheiten in Ost-Indien in Ordnung gebracht hatte, schiffte er sich ein, um den Erdtheil, in welchem er sein Glück gegründet, eine liebenswürdige Gattinn gefunden, und mehrere Jahre glücklich verlebt hatte, auf immer zu verlassen, und in Europa seine Heimath und seine Aeltern, von welchen ihm seit so vielen Jahren keine Nachricht zugekommen war, aufzusuchen.

Nachrichten vom Hause.

Nach einer glücklichen Seereise kam er mit den Seinigen wohlbehalten in England an, begab sich nach der Hauptstadt London, und brachte hier seine Geldangelegenheiten in Ordnung. Von hier aus schrieb

er in sein Geburtsort, um Nachrichten über seine Aeltern zu erhalten. Zugleich ließ er sie auf seine Ankunft vorbereiten. Er hatte die Freude zu erfahren, daß seine beyden Aeltern noch lebeten, aber zugleich erfuhr er, daß ihre Wirthschaft durch die Kriegsunruhen und feindlichen Einfälle sehr herabgekommen sey, und daß sie derselben kaum mehr aufhelfen könnten, indem sie, durch das vorgerückte Alter geschwächt, die Feldarbeit kaum mehr fortzubringen im Stande wären. Auch erhielt Berthold die traurige Nachricht, daß alle seine Geschwister, welche die ergrauten Aeltern hätten unterstützen können, während seiner Abwesenheit gestorben seyen.

Die Aeltern wollten es kaum glauben, daß ihr Sohn Berthold noch lebe, und es war ihnen unerklärlich, daß er, der als armer Soldat die Heimath verlassen hatte, als reicher Mann in dieselbe zurückkehren sollte. Sie schienen bey der frohen Nachricht von dem Leben ihres Sohnes wieder neu aufzuleben, sie dankten Gott, daß er ihren Sohn in so vielen Gefahren erhalten hatte, und freueten sich sehr, ihn wiederzusehen und an ihr Herz zu drücken.

Berthold aber, als er die mißliche Lage seiner Aeltern erfuhr, schickte ihnen einen Geldbetrag zu ihrer augenblicklichen Unterstützung und beschleunigte seine Geschäfte, um nach Deutschland und von da in

das südliche Tyrol in seine Heimath und zu seinen Aeltern abreisen zu können.

Versteigerung.

Aber seinen Geschäften in London setzten sich verschiedene unvorhergesehene Hindernisse entgegen, welche seine Abreise nach Deutschland verspäteten. Auch war das Geld, welches er seinen Aeltern schickte, durch eine Irrung bey ihnen nicht zur bestimmten Zeit und erst dann angekommen, als Berthold sich schon in seiner Heimath befand.

Als Berthold dort ankam, und das Haus seiner Aeltern erreichte, fand er dasselbe mit fremden Leuten und Gerichtspersonen angefüllt, welche eine Versteigerung abhielten. Ein unbarmherziger Gläubiger hatte eine Summe Geldes, welche er den Aeltern vor mehreren Jahren zum Aufbaue ihres Hauses, das die Feinde in Asche gelegt, geliehen hatte, und der an die Zurückkunft des reichen Sohnes gar nicht glauben wollte, eingeklagt, und auf den Verkauf des Hauses gedrungen. Als Berthold in dasselbe trat, wurde es eben feilgebothen. Er, ein Fremder, den Niemand kannte, erkundigte sich, was hier vorgehe, und als man ihm hierüber Aufklärung gab, machte er sogleich ein Anboth, das Niemand mehr

zu überbiethen sich getraute, indem er höher war, als der Werth des Hauses.

Während dieses geschah, suchte er mit den Augen herum, ob er unter den Anwesenden nicht seinen Vater oder seine Mutter erkennen könnte. In einem Winkel saß eine arme Frau, weinte, und rang die Hände. Neben ihr stand ein Greis, der sie mit dem Vertrauen auf Gottes allwaltende Vorsehung zu trösten und zu beruhigen suchte.

B e s c h l u ß.

Berthold glaubte in beyden seine Aeltern zu erkennen, deren Gesichtszüge aber die ausgestandenen Leiden und das vorgerückte Alter gar sehr verändert hatten. Er trat vor sie hin, und sagte: „Kennet ihr, gute Aeltern, euren Sohn Berthold nicht mehr?“ Zugleich umschlang er beyde mit seinen Armen, und drückte sie an sein Herz.

Bey den Aeltern lösete sich ihre überschwängliche Freude in Thränen auf; sie weinten und schluchzten, konnten aber keine Worte finden, um die Regung des Herzens auszudrücken. „Mein Sohn! mein geliebter Sohn!“ war alles, was sie vorbringen konnten.

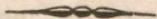
Aller Augen waren auf den braven Sohn und seine Aeltern gerichtet; jeder, bis auf den hartherzigen Gläubiger, freuete sich, und wünschte den ergraueten

Ältern Glück, daß sich ihr Schicksal so glücklich gewendet, und sie in dem Sohne eine mächtige Stütze in ihrem hinfälligen Alter gefunden hatten.

Die Versteigerung hatte ihr Ende erreicht, und alle verließen mit freudigen Gefühlen das Haus, um das, was sich hier unvermuthet zugetragen hatte, weiter zu verbreiten.

Nur der hartherzige Gläubiger stand beschämt da, und strich das Geld ein, welches ihm Berthold in Gegenwart der Gerichtspersonen zur Tilgung der Schuld seiner Ältern mit der Warnung ausgezahlt hatte, daß er hinfür schonender mit seinen Schuldnern, insbesondere mit jenen umgehen sollte, welche durch Unglücksfälle oder hohes Alter gedrückt, die Zahlung zur bestimmten Zeit nicht leisten können.

Berthold stellte nun seine Ältern seiner Gattinn vor, welche sie eben so liebevoll begrüßte, als der Sohn. Beyde waren von nun an bemüht, den Ältern das Leben angenehm zu machen, und sie sorgten für alle ihre Bedürfnisse, daß es ihnen an nichts mehr ermangelte. Berthold kaufte sich in der Nähe seines Geburtsortes ein Gut, auf welchem er mit seiner Gemahlinn bis zu seinem Tode vergnügt lebte.



5. Eine undankbare Tochter.

Leonore hatte arme, aber rechtschaffene und gottesfürchtige Aeltern. Sie war ein hübsches, anstelliges und munteres Mädchen, welches durch ihre guten Einfälle Andere oft, selbst Erwachsene belustigte.

In dem Dorfe, in welchem Leonorens Aeltern wohnten, hatte eine Doctors-Witwe ein Landhaus mit einem sehr hübschen Garten, in welchem sie die schöne Jahreszeit zubrachte. Sie war reich, aber kinderlos. Leonore wurde von dem Gärtner oft in dem Garten verwendet, um Unkraut auszujäten, die Raupen von den Zwergbäumen und dem Gemüse abzulesen und zu allerley anderen kleinen Arbeiten. Da sie alle diese Geschäfte emsig verrichtete, empfahl sie sich dadurch der Doctors-Witwe, welche auch oft mit ihr sprach, und sie beschenkte.

Die Frau von Ehrenthal, so hieß die Doctors-Witwe, gewann endlich Leonoren so lieb, daß sie dieselbe mit Einwilligung ihrer Aeltern zu sich ins Haus nahm, sie fleißig in die Schule schickte, in allen weiblichen Handarbeiten gut unterrichten ließ, und sich an ihr eine treue, anhängliche und verlässliche Dienerinn erziehen wollte.

Leonore entsprach ihren Erwartungen; sie bildete sich nicht nur in Allem, was man zur Führung einer Haushaltung braucht, vollends aus, gewöhnte sich an Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß, war sparsam und umsichtig, sondern sie suchte auch ihrer Herrinn und Wohlthäterinn gefällig und nützlich zu seyn, sie durch ihre gute Laune zu erheitern, ihr Wohlwollen und ihr Zutrauen ganz zu gewinnen, welches ihr auch vollends gelang; denn nach zehn Jahren, welche Leonore in dem Hause der Frau von Ehrenthal zugebracht, in welchem Zeitraume sie auch an äußerer Bildung viel gewonnen hatte, war sie ihr schon unentbehrlich geworden, und wurde nicht mehr als Dienerinn, sondern als Freundinn von ihr behandelt.

Hochmuth.

Bey diesem äußeren Wohlstande, in welchen Leonore in dem Hause der Frau von Ehrenthal versetzt worden war, hatte sie aber an Herzensgüte verloren, und Hochmuth und Stolz faßten allmählig bey ihr Wurzel. So lange sie mit ihrer Herrinn im Dorfe in dem Landhause war, erhielt sie von ihren Aeltern Besuche, und erwiederte sie auch in ihrer ärmlichen Wohnung; aber diese Besuche wurden immer seltener, und die Aeltern mußten mit Behmuth gewahr werden, daß sich das Herz der Tochter von

ihnen wendete. Wenn aber Leonore im Winter mit ihrer Herrinn in die Stadt gezogen war, und der Vater oder die Mutter sie besuchte, so konnte man ihr die Verlegenheit ansehen, in welche sie durch diesen Besuch versetzt wurde; denn sie fing schon an, sich ihrer Aeltern zu schämen, und suchte zu verhindern, daß die Leute, welche in dem nämlichen Hause mit ihrer Herrinn wohnten, erführen, wer ihre Aeltern seyen.

Dieses kränkte diese guten armen Leute sehr, und sie konnten sich des Wohlstandes ihrer Tochter nicht mehr freuen, indem sie sahen, daß sie von Hochmuth bethört sey. Wie die Aeltern im Alter weiter vorrückten, und ihre Kräfte durch dasselbe gelähmt wurden, daß sie der gewohnten Arbeit nicht mehr nachgehen konnten, stockte ihr Erwerb, und sie fingen schon an, Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen zu leiden. Jetzt hätte die Tochter dieselben unterstützen sollen; aber wenn sie zu ihr in dieser Absicht in die Stadt kamen, fertigte sie dieselben mit einer kleinen Gabe ab, und suchte ihrer bald los zu werden.

Die Erbschaft.

Um diese Zeit starb die Frau von Chrenthal, bey welcher sich Leonore immer in der Gunst zu erhalten gewußt hatte, und bestimmte ihr im Testa-

mente ein großes Vermächtniß. Dieses steigerte Leonorens Hochmuth noch mehr.

Jetzt wäre sie in der Lage gewesen, ihre Aeltern reichlich unterstützen zu können, und ihnen das Alter angenehm zu machen; aber sie gab ihnen nur Weniges, und suchte sie nur immer mehr von sich zu entfernen. Ihr Sinn ging dahin, durch Heirath eine vornehme Frau zu werden.

Bey der großen Erbschaft, welche Leonore gemacht hatte, fanden sich auch bald Freyer. Sie wählte unter denselben jenen, welcher ihr am besten gefiel; sie sah bey der Wahl nicht auf die guten Eigenschaften des künftigen Gemahls, sondern nur auf dessen Rang und Aeußeres, um an seiner Seite viel Glanz zu entfalten. Sie zog mit demselben in eine ferne Provinzial-Stadt, um dort mit ihrem Vermögen mehr Aufsehen zu machen, als sie es in der Hauptstadt hätte thun können.

Eine Mitursache zur Wahl ihres neuen Aufenthaltes war, daß sie sich dadurch weit von ihren Aeltern entfernte, damit ihre Abkunft ganz verborgen bleiben könnte. Dort lebte Leonore anfangs mit ihrem Gemahle in Saus und Braus, gab große Gesellschaften und freuete sich, wenn man ihr von allen Seiten Ehre erwies, und sie vornehme Besuche erhielt.

Der Vater besucht die Tochter.

An ihre Aeltern dachte Leonore wenig, und schickte ihnen in ihrer Entfernung auch keine Unterstützung mehr. Sie verarmten indessen gänzlich, und die Mutter starb aus Noth und Gram.

Der Vater faßte den Entschluß, seine Tochter in der Provinzial-Stadt aufzusuchen, und hoffte, daß sie sich doch seiner erbarmen, ihn in ihr Haus aufnehmen, oder auf andere Art für seinen Unterhalt sorgen werde. Er erhielt von Menschenfreunden ein kleines Reisegeld, machte sich auf den Weg, und erreichte unter vielen Entbehrungen und Mühseligkeiten die weit entfernte Provinzial-Stadt, in welcher seine Tochter wohnte. Er kam dort ganz entkräftet und in ärmllicher Kleidung an.

Er suchte seine Tochter auf und fand sie. Sie war über sein Erscheinen ganz betroffen, und wollte ihn als ihren Vater gar nicht anerkennen. Als er sie aber beschwor, sich seiner zu erbarmen, und ihr nicht von der Seite wich, fertigte sie ihn mit einer Gabe ab, welche kaum auf seine Rückreise hinreichte.

Der unglückliche Vater verließ seine undankbare Tochter unter Verwünschungen, welche ihm der Schmerz über ihre Gefühllosigkeit ausgepreßt hatte,

setzte sich im Erdgeschoffe auf eine Stufe der Treppe nieder, und fing bitterlich zu weinen an.

Bald versammelten sich um den tiefgekränkten Greis mehrere Bewohner des Hauses, und fragten ihn um die Ursache seines Schmerzes und seiner Thränen. Er klagte ihnen die Behandlung, welche er so eben von seiner Tochter erlitten hatte, und fand allgemeine Theilnahme.

Beschämung.

In dem nähmlichen Hause wohnte eine Gräfinn, welche zwar Witwe, aber in guten Vermögensumständen war. Man hinterbrachte ihr, was sich mit dem Greise ereignet hatte, und sie ließ ihn vor sich kommen, und ihr alles umständlich erzählen. Sie hatte inniges Mitleiden mit dem armen Manne und unglücklichen Vater, und war sogleich entschlossen, sich seiner anzunehmen. Sie behielt ihn längere Zeit bey sich in ihrer Wohnung, ließ ihn neu kleiden, und versah ihn mit der nöthigen Nahrung und Pflege, damit es ihm an nichts ermangle, und beschämte dadurch die undankbare Tochter, welche ihren alten ergrauten Vater verstoßen hatte.

Man wies mit Fingern auf sie, daß sie sich ihres Vaters schäme, sich so unbarmherzig gegen ihn benommen, und Jedermann sprach mit Achtung und Lobes-

erhebung von der Gräfinn, die als eine hochgestellte Dame sich seiner erbarmet, und ihn menschenfreundlich bey sich aufgenommen hatte.

Leonore konnte die allgemeine Verachtung und die Schmach, welche sie sich durch die herzlose Behandlung ihres Vaters zugezogen hatte, nicht länger ertragen. Sie zog aus der Stadt fort, in eine weit entfernte Gegend, um dort unerkannt zu leben. Aber die Strafe des Himmels folgte ihr auf dem Fuße nach. Einen Theil ihres Capitals hatte sie bey einem Wechsel auf hohe Zinsen gelegt. Dieser machte Banquerott, und sie verlor das Capital. Ihr Gemahl war ein leichtsinniger, lebenslustiger und verschwenderischer Mann, welcher viel Geld unnütz vergeudete, und da auch Leonore gern auf großem Fuße lebte, so gaben sie mehr aus, als die Zinsen von dem übrigen Capitale eintrugen, welches von Jahr zu Jahr geschmälert wurde. Als dieses zu Ende ging, verließ der Gemahl treulos Leonoren; sie verarmte gänzlich, und starb in Jammer und Elend, ohne auf die Achtung und das Mitleid Anderer Anspruch zu haben. »Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohlgerhehe auf Erden.«

6. Ein Gegenstück.

In einem Landstädtchen lebte ein gemeiner Handwerksmann, der es bey allem seinem Fleiße nie zur Wohlhabenheit bringen konnte; denn seine Arbeit wurde schlecht bezahlt, und er war mit vielen Kindern belastet. Diese waren aber sein Reichthum, welcher ihm in der Folge auch gute Zinsen trug. Sie waren voll guter Anlagen, fleißig und gut gesittet.

Auf die Erziehung derselben verwendete dieser brave Handwerksmann alle Sorge, hielt mit Strenge auf Gehorsam, schickte sie fleißig in die Schule, suchte sie zu Ende derselben zu Hause nützlich zu beschäftigen, überwachte sorgfältig ihr sittliches Betragen, und hielt sie zur Gottesfurcht und Frömmigkeit an.

Die Mutter, eine eben so brave und gottesfürchtige Frau, gewöhnte die Kinder an Ordnung und Reinlichkeit, an Verträglichkeit und Dienstfertigkeit, und suchte ihr Herz für Nächstenliebe und Wohlthätigkeit zu erwärmen.

Die Kinder wuchsen zur Freude der Aeltern gesund und stark heran, und diese nährten die tröstliche Hoffnung, daß jedes Kind einst, wenn es erwachsen

seyn werde, sein gutes Fortkommen in der Welt finden, und ihr Trost und ihre Stütze im Alter seyn werde.

Franz auf dem Gymnasium.

Franz, der älteste Sohn, zeigte schon im frühen Knabenalter ausgezeichnete gute Anlagen. Er behauptete unter allen Mitschülern immer den ersten Platz in der Schule, und sein sittliches Betragen war auch immer tadellos. Der Lehrer drang in den Vater, daß er diesen seinen talentvollen Sohn von den deutschen Schulen in das Gymnasium möchte übertreten lassen; indem von demselben zu erwarten sey, daß er sich durch die Studien die Bahn zu einem ehrenvollen Amte eröffnen könne, in welchem er seinen Aeltern und Geschwistern in der Folge sehr nützlich werden könnte. Der Vater schützte seine Mittellosigkeit vor, daß er den Sohn während den langen Studien nicht unterstützen könne; der Lehrer bewies ihm aber, daß der Sohn nach einigen Jahren sich so viel durch Privatunterricht werde erwerben können, daß er dem Vater nicht mehr zur Last fallen dürfe.

Der Vater willigte ein, daß der Sohn das Gymnasium besuche, und auch hier übertraf dieser alle seine Mitschüler an Fleiß, Fortgang und guten Sitten. Schon nach vollendetem ersten Jahrgange wurde diesem fleißigen Studenten ein Schüler aus der unteren

Classe anvertraut, mit welchem er das in der Schule Vorgetragene zu Hause wiederhohlen, einüben und die schriftlichen Aufgaben bearbeiten sollte. Dafür erhielt er so viel monatlichen Sold, daß er sich die Kleidung und andere kleine Bedürfnisse anschaffen konnte.

Durch die Wiederhohlungen mit diesem Schüler befestigte Franz das, was er ein Jahr früher erlernt hatte, immer mehr, und verhinderte, daß er nichts davon vergaß. Er wurde dadurch auch im Unterrichten so geübt, daß er bald zwey tägliche Privatstunden gegen gute Bezahlung, und als er die Gymnasial-Studien mit dem besten Erfolge vollendet hatte, eine Hauslehrerstelle erhielt, in welcher er mit Kost, Wohnung und anderen Bedürfnissen neben einem annehmbaren Jahresgehälte versehen war.

Achtung für die Aeltern.

Nun konnte Franz die philosophischen und juridischen Studien gemächlich vollenden, da er keine Nahrungsforgen hatte, seinem Vater nicht mehr zur Last fallen durfte, vielmehr sich einen Nothpfennig erübrigen konnte. Nach vollendeten juridischen Studien trat Franz in ein öffentliches Amt, und zeichnete sich in demselben durch Geschicklichkeit, Fleiß und Unbestechlichkeit so sehr aus, daß er, der Sohn eines

geringen Handwerkers, von Stufe zu Stufe bis zu einem hohen Staatsamte durch die wohlverdiente Gnade seines Monarchen befördert wurde.

Schon früher als dieser brave Sohn einen Gehalt aus der Staatscasse erhalten hatte, welcher seine Bedürfnisse deckte, hatte er seinen Aeltern, welche an Jahren schon weit vorgerückt waren, manche Unterstützung zuschießen lassen, und sie immer hoch in Ehren gehalten. Als er aber zu dem hohen Staatsamte, mit welchem auch ein reichlicher Gehalt verbunden war, befördert wurde, nahm er seine durch das Alter geschwächte Aeltern zu sich ins Haus, und verpflegte sie mit kindlicher Liebe und Sorgfalt. Sie mußten immer an seinem Tische speisen; und wenn er auch angesehene Gäste geladen hatte, so räumte er doch seinen ergrauten Aeltern immer den ersten Platz an der Tafel ein. Sein unablässiges Bestreben war, seine Aeltern zu erfreuen und ihnen ihr Alter angenehm zu machen. Auf diese Art ehrte der brave Sohn seine Aeltern in ihrem hohen Alter und verpflegte sie liebevoll bis zu ihrem Tode. Aber auch seinen Geschwistern war er ein liebender und hülfreicher Bruder, welcher durch nachhaltige Unterstützung ihr Wohl auf alle Art zu befördern getrachtet hat.

7. Der Gerechte erbarmet sich des Viehes.

Als Christian, ein Knabe von zehn Jahren, mit seiner Mutter vom Felde, wo er ihr bey dem Setzen der Kopfkraut-Pflanzen geholfen hatte, nach Hause zurückkehrte, sah er eine Schaar Buben, welche dem, von dem am Morgen gefallenem Platzregen hoch angeschwollenen Bache zuliefen. An ihrer Spitze war der Sohn des Verwalters, welcher, leichtsinnig und muthwillig wie er war, die Buben aus dem Dorfe schon zu manchem losen Streiche verleitet hatte.

In einiger Entfernung folgte Lucas, ein Knabe von acht Jahren, den Buben weinend nach.

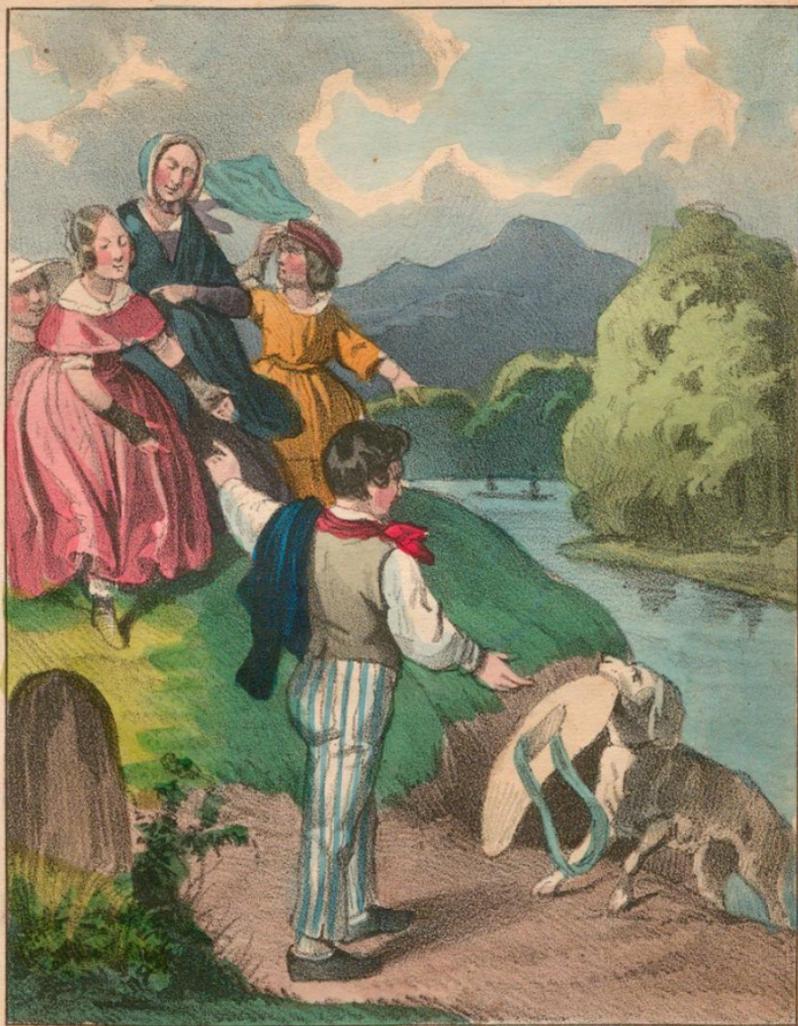
Christian war neugierig zu sehen, was die Buben vorhatten; er lief auf sie zu, und traf sie auf dem Stege über den Bach an, wie eben der Sohn des Verwalters einen jungen Pudel, welchen er dem Lucas gewaltsam weggenommen hatte, ins Wasser werfen und ersäufen wollte. Christian wollte ihn von dieser grausamen That abhalten; aber er wurde von dem Sohne des Verwalters und den anderen Buben nur verlacht, und ehe es Christian sich versah, lag der junge Pudel schon im Bache, und plätscherte ängstlich in demselben herum. Mehrere Buben

hoben Steine auf und warfen nach dem Hunde, um ihn abzuhalten, daß er nicht gegen das Ufer des Baches schwimme und sich dadurch rette.

Christian aber lief am Ufer abwärts, fand dort eine lange Stange mit einem Haken, und half mit derselben dem Hunde, welchen der Strom schon weit hinabgetragen hatte, aus dem Wasser heraus. Er nahm den Hund, so naß er war, auf den Arm und lief mit demselben, so schnell er konnte, davon. Die anderen Buben verfolgten ihn, konnten ihn aber nicht erreichen, bis er in das Haus seiner Aeltern gekommen, und vor den Verfolgungen derselben geschützt war.

Der Pudel lernt Künste.

Bald suchte Lucas den Christian dort auf, und dankte ihm, daß er den Hund vor den Mißhandlungen der Buben geschützt und vom Tode gerettet habe. Christian meinte, daß Lucas den jungen Pudel von ihm zurückfordere, und war bereit, ihm denselben zurückzugeben. Lucas aber sagte, daß er nur gekommen sey, um ihm mit dem Hunde ein Geschenk zu machen, indem er noch einen anderen jungen Pudel zu Hause habe, den er auch an Leute, welche ihn gut halten würden, verschenken wolle, indem die Pudelhündinn, welche seine Aeltern zu Hause haben,





sechs Junge geworfen habe, die alle schon bis auf diese zwey an Mann gebracht worden wären.

Christian erhielt von seinen Aeltern die Erlaubniß, den Pudel behalten zu dürfen, pflegte ihn gut, und hatte seine Freude an ihm. Der Hund war ihm aber dafür sehr zugethan und anhänglich. Nach einiger Zeit kamen Feldjäger in dieses Dorf ins Standquartier, und der Jäger, welcher Christians Aeltern zugetheilt worden war, gab sich sehr viel mit dem jungen Pudel ab, und richtete ihn zu allerley Kunststückchen ab. Er lehrte ihn apportiren, über den vorgehaltenen Stock und durch den Reif springen, sich krank und todt stellen, verlorne und versteckte Sachen auffuchen, auf Befehl bellen, tanzen, Schildwache stehen, verschiedene Sachen aus dem Wasser hohlen, und verschiedene andere Dinge, welche der Hund mit Gewandtheit verrichtete. Daran hatte Christian und selbst seine Aeltern viel Vergnügen, und der Hund war von nun an sein steter Begleiter.

Beschluß.

An einem Tage, an welchem ein heftiger Wind wehete, ging Christian mit seinem Pudel auf's Feld, welches am Ufer der Donau gelegen war. Ihm entgegen kam die Gutsfrau mit ihren Kindern. Ein

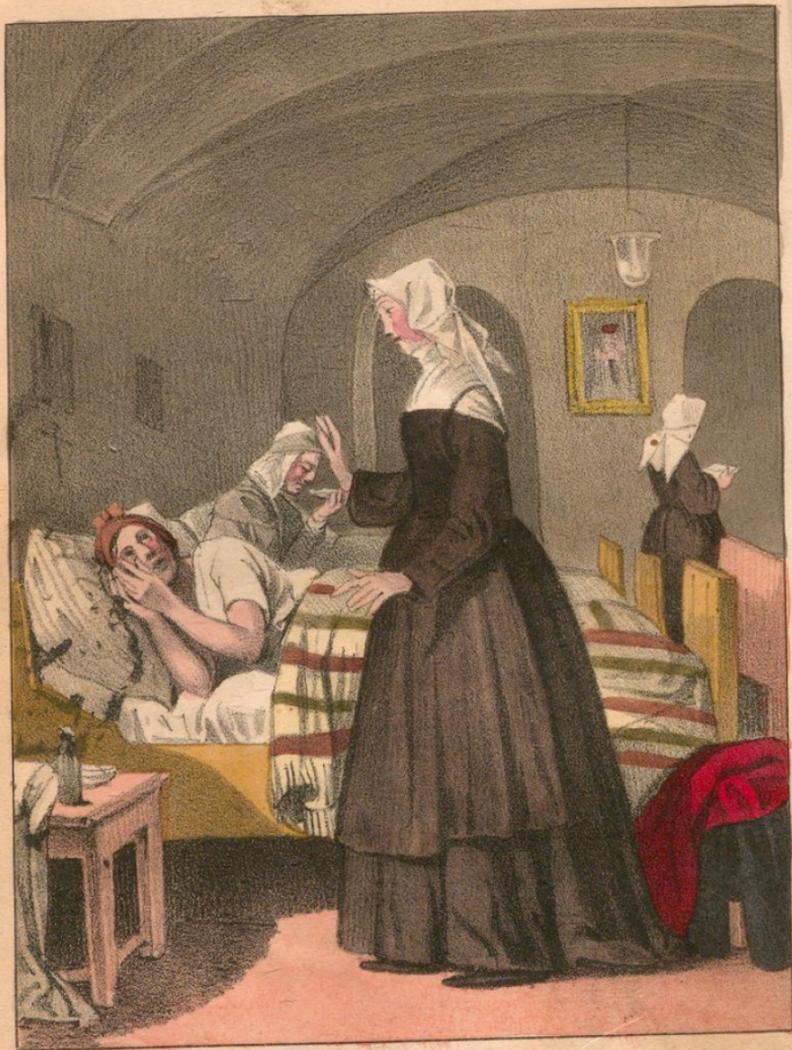
Windstoß riß der ältesten Tochter den runden Strohhut vom Kopfe, und trug ihn in die Donau.

Als Christian dieses sah, befahl er seinem Pudel, den Hut aus dem Strome, der ihn schon weit abwärts getragen hatte, zu hohlen. Der Hund war mit einem Sprunge im Wasser, schwamm auf den Hut, den ihm Christian mit Steinwürfen bezeichnete, zu, faßte ihn mit der Schnauze, und brachte ihn ans Land.

Die Gutsbesitzerin und ihre Kinder hatten eine große Freude über den Hund, und die Edelfrau beschenkte den Knaben für den Dienst, den ihr dessen Hund geleistet hatte. Hierdurch aufgemuntert, ließ Christian den Pudel alle seine eingelernten Kunstfertigkeiten zeigen.

Die Kinder der Gutsfrau hatten ein so großes Vergnügen an dem so gut abgerichteten Hunde, daß sie ihn haben wollten. Aber er war Christian um keinen Preis feil, und er wollte sich von ihm gar nicht trennen. Damit die Kinder den Pudel dennoch im Schlosse hätten, wurde Christian als Gärtnerjunge im Schloßgarten angenommen, wohin ihm auch sein Pudel folgte, der den Kindern der Gutsfrau und Allen im Schlosse viel Unterhaltung gewährte, und dieser Pudel, welchen Christian aus den Händen der losen Buben gerettet hatte, wurde





Veranlassung, daß Christian im Schlosse eine lebenslängliche gute Versorgung fand.

Christian führte sich als Lehrlinge gut auf, wurde nach den Lehrjahren Gärtnergehülfe, und empfahl sich durch die Geschicklichkeit, welche er in der Zier- und Kunstgärtnerey sich erworben hatte, durch Fleiß und Redlichkeit so sehr, daß ihm nach dem Tode des Schloßgärtners dessen Stelle verliehen wurde.

8. Die grane Schwester.

Der Hauptmann Schwertberg hatte sich nach langjährigen Kriegsdiensten, in welchen er ehrenvolle Wunden für Fürst und Vaterland erhalten hatte, mit einem Ruhegehalte in eine Provinzial-Stadt zurückgezogen, wo er mit seiner einzigen Tochter Wilhelmine seine noch übrigen Tage verleben wollte. Seine Frau war kurz vorher gestorben, und dieser traurige Todesfall bewog ihn, bald aus dem Dienste zu treten, um die Erziehung seiner Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ungehindert besorgen zu können.

Der Hauptmann Schwertberg war ein Mann von festen Grundsätzen, bieder, gottesfürchtig, recht-

schaffen, dabey nicht ohne Stolz wegen der Verdienste, die er sich in Gefechten und Schlachten gesammelt hatte. Er besaß auch so viel eigenes Vermögen, daß er von diesem und seinem Ruhegehalte gemächlich mit seiner Tochter leben konnte.

Auf die Erziehung der Tochter verwendete der Hauptmann Schwertberg alle Sorge, und da er vielseitige Kenntnisse besaß, ertheilte er ihr selbst den Unterricht in den Schulgegenständen, und schickte sie nur in eine gut eingerichtete Mädchenschule, wo sie die weiblichen Handarbeiten erlernte. Er überwachte mit Strenge ihr ganzes Betragen, suchte ihr gute Grundsätze bezubringen, und sie zur Nächstenliebe, zur Tugend und Frömmigkeit anzuleiten.

Wilhelmine wuchs zur Freude ihres Vaters wie eine sorgfältig gepflegte Pflanze heran, und blühte in ihrem sechzehnten Jahre wie eine Rose. Sie fühlte sich unter der Leitung ihres gemüthlichen, wenn auch manchmahl strengen Vaters sehr glücklich, und bath Gott täglich, daß er ihr denselben nur recht lange erhalten möchte. Sie besorgte mit Eifer und Umsicht das Hauswesen, und wenn sie mit demselben den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt hatte, so wurde sie am Abende für alle Mühe und Sorge entschädiget, wo sie mit ihrem Vater allein war, ihm aus einem guten Buche vorlas, und sich über den Inhalt dessel-

ben mit dem Vater besprach; oder wo er ihr von seinen Feldzügen und von den vortreflichen Eigenschaften seiner verstorbenen Gattinn erzählte, und Wilhelminen ermunterte, ihrer Mutter ähnlich zu werden.

Selten führte der Vater die hoffnungsvolle Tochter in größere Gesellschaften, indem er befürchtete, daß der Weltton, welcher in denselben herrschte, ihrer Unbefangenheit nachtheilig werden, und ihren Gesinnungen und Neigungen eine schiefe Richtung geben möchte, und er zog es vor, mit der Tochter in der schönen Fahrzeit Spaziergänge in die freye Natur oder Ausflüge in die entfernteren Umgebungen der Stadt zu machen, wo der Vater vielfache Gelegenheit fand, Wilhelminen vielseitige Kenntnisse über die Natur-Producte beyzubringen, sie über verschiedene Gegenstände, welche sich ihrem Auge darbothen, zu belehren, und sie auf die Allmacht, Güte und Weisheit des Schöpfers aufmerksam zu machen.

Verläumdung.

Wenn auch die guten Eigenschaften und Tugenden der aufblühenden Jungfrau bey ihrem stillen häuslichen Leben nie äußeren Glanz verbreiten konnten, so fanden sie doch Schätzer und Bewunderer unter guten Menschen, wie sie auch Neid, Mißgunst und

Schmähsucht bey den übelgesinnten erregten, indem ein schöner, vollsaftiger, rothwangiger und süßer Pfirsich vorzugsweise gewählt wird, aber zugleich die Wespen und Ameisen herbeylockt, welche ihn benagen. Wie der Neid und die Mißgunst ihre giftigen Pfeile nur auf die vorzüglichen Menschen abdrücken, so werden auch nur die schönsten und besten Früchte von dem häßlichen Ungeziefer angegriffen.

Ein junger Kaufmann, welcher das stille häusliche Leben Wilhelminens und ihre guten Eigenschaften schon lange beobachtet hatte, meinte, daß er an ihrer Seite das eheliche Glück finden werde, und er bewarb sich um ihre Hand. Seine Aeltern waren mit seiner Wahl einverstanden; nur hätten sie gewünscht, daß Wilhelmine reicher wäre, wie bey den Kaufleuten immer das Heirathsgut bey der Wahl der Braut in Anschlag kommt.

Wilhelmine war dem jungen Manne nicht abgeneigt, und ihr Vater selbst, welcher zusehends zu altern anfang, und bey dem sich manche Gebrechlichkeit einstellte, wünschte auch sehr, seine Tochter vor seinem Tode durch eine glückliche Heirath versorgt zu sehen. Aber wie bey dem Tode alle guten Eigenschaften des Verstorbenen hervorgesucht werden, um ihn loben zu können, so wird durch Mißgunst und Neid die Verläumdungsucht bey einer beabsichtigten Hei-

rath entfesselt, und mit giftiger Zunge werden oft die Braut und der Bräutigam zerfasert.

So erging es auch der tugendhaften Wilhelmine, als es bekannt wurde, daß der reiche Kaufmannssohn um ihre Hand geworben habe. Eine ihrer Jugendfreundinnen, Charlotte N., welche reich war, hatte schon lange ihre Blicke auf den jungen Kaufmann geworfen, und ihm Neze ausgespannt, um ihn zu fangen. Als sie hörte, daß derselbe Wilhelminen zur Braut sich gewählt hatte, wurde sie vom beleidigten Stolze, von Mißgunst und Neid so befangen, daß sie Wilhelminen auf alle Weise verläumdete, und Geschichten und Anekdoten erfand, welche den guten Ruf Wilhelminens auf das bitterste kränkten. Sie mußte Klatschschwestern zu gewinnen, welche ehrenrührige Dinge über das gute Mädchen verbreiteten, so daß es der Gegenstand des Gespräches in allen Kaffeh-Gesellschaften ward, wo sein guter Ruf zerfleischt wurde, und nur wenige Frauen und Mädchen sich fanden, welche sich der armen Wilhelmine annahmen.

Diese böswilligen Gerüchte mußten zu den Ohren des Bräutigams gelangen; er war schwach genug, derselben Glauben beizumessen, ohne sie näher zu untersuchen, und er trat von seiner Bewerbung zurück.

Christliche Duldung.

Höchst traurig und kränkend war es für Wilhelminen und ihren Vater, daß ihre Hoffnungen auf eine so schändliche Art vereitelt wurden. Der Vater wollte Rache an der Verläünderinn und ihren Helferinnen nehmen; Wilhelmine hielt ihn aber zurück; denn sie hatte ein versöhnliches Gemüth, und war von ihrem Vater zum Dulden und Ertragen von Jugend auf gewöhnt worden. Sie opferte ihre Kränkungen und ihren Schmerz dem allgütigen Vater im Himmel auf, von dem sie hoffte, daß er ihre gekränkte Ehre im hellsten Lichte werde erscheinen lassen.

Ein Blick auf den gekreuzigten Heiland, welcher so oft verkannt worden, und so vieles Bittere unschuldig gelitten hatte, gab Wilhelminen Trost und Stärke, daß sie ihre Leiden gelassener ertrug.

Es waren kaum einige Monathe vergangen, als die böszüngige Charlotte N** durch ihre Ränke und Verstellungsfucht es dahin brachte, daß der junge Kaufmann sie zur Gattinn wählte, wozu ihr reiches Heirathsgut das Ihrige bengetragen haben mag. Bald darauf starb Wilhelminens Vater, dessen Tod die Unbilden, welche seine Tochter erlitten, befördert hatten.

Dieser schwere Schlag drückte Wilhelminen

ganz darnieder. Sie hatte ihren Beschützer, Rathgeber und einzigen Freund verloren, und stand allein, verlassen und an ihrer Ehre tief gekränkt da. Wohin anders sollte sie in ihrer großen Betrübniß die Zuflucht nehmen, als zu dem allmächtigen, ewigen Gott, dem Helfer in allen Nöthen? Sie bethete oft und andächtig vor dem Kreuzbilde, welches ober ihrem Bethschämel aufgestellt war, und wie sie die unendliche Liebe erwog, mit welcher der göttliche Heiland dem Kreuztode zur Erlösung des ganzen Menschengeschlechtes sich unterzog, keimte in ihr der Gedanke auf, daß sie ihr ganzes Leben dem Wohle der Menschheit opfern wolle. Nach langer Ueberlegung faßte Wilhelmine den Entschluß, in den Orden der barmherzigen Schwestern zu treten, und sich ganz der Krankenpflege zu widmen.

Wilhelmine als Krankenpflegerinn.

Die Ordensvorsteherinn nahm Anstand, Wilhelminen in den Orden aufzunehmen, weil sie von zartem Körperbaue war, und den Anstrengungen der Krankenpflege nicht gewachsen zu seyn schien. Wilhelmine bath, daß man nur einen Versuch mit ihr machen sollte, wo der Erfolg zeigen werde, was sie leisten könne.

Sie wurde auf eine Probezeit angenommen, und

hier zeigte sie, mit welcher Hingebung sie den Krankendienst versehen könne. Sie verband die ekelhaftesten Geschwüre und Wunden der Kranken, richtete den mit ansteckenden Krankheiten und Ausschlägen Behafteten die Betten zurecht, reichte ihnen Arzeney, wachte an ihrem Bette, reinigte ihr Leinenzeug, wusch die Verstorbene, und trug sie in die Todtenkammer, und war die Eifrigste in der Krankenpflege unter Allen, welche mit ihr zugleich das Probejahr angefangen hatten. Der gütige Gott hatte sie wunderbar vor aller Ansteckung bewahrt, und ihre Kräfte gestärkt, daß sie so Vieles und Beschwerliches leisten konnte.

Wilhelmine zeichnete sich bey dem Krankendienste auch noch dadurch aus, daß sie die Kranken sehr liebevoll behandelte, und sie durch Trostgründe der Religion zur Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen bey ihren Leiden zu ermuntern suchte. Nach zweyjähriger Probezeit wurde Wilhelmine in den Orden der barmherzigen Schwestern aufgenommen, und bald nannte man sie eine der frömmsten und in der Krankenpflege eifrigsten Schwestern in dem Kloster.

So verflossen ihr unter klösterlicher Zurückgezogenheit und der sorgfältigsten Pflege der Kranken mehrere Jahre, und ihr wundes Herz war durch den Gedanken beruhiget, daß sie aus Liebe zu Gott dem Dienste der Nebenmenschen sich ganz gewidmet habe.

Ein Brief von dem Kaufmanne.

Ueber den jungen Kaufmann und seine Frau hatten sich indessen verschiedene nachtheilige Gerüchte verbreitet, aus welchen hervorging, daß sie nicht glücklich mit einander lebten. Sie war eine böswillige, herrschsüchtige, zänkische Frau, welche sich ganz den Vergnügungen hingab, das Hauswesen vernachlässigte, und durch unsinnige Verschwendung und gränzenlosen Aufwand ihr und des Gatten Vermögen ganz vergeudete, so daß er banquerott wurde. Er mußte sich flüchten, um nicht von Gläubigern in das Schuldengefängniß gesteckt zu werden, und verließ seine Gattin in den übelsten Vermögensumständen. Der Kaufmann sah den Unfall, welcher ihn betroffen hatte, als eine Strafe des Himmels für die Kränkung an, welche er der tugendhaften *Wilhelmine* zugesügt hatte. Er konnte hierüber sein Gewissen nicht beruhigen, und schrieb ihr aus weiter Entfernung, ohne den Ort seines jetzigen Aufenthaltes zu nennen, einen Brief, in welchem er ihr das Unrecht, das er an ihr begangen hatte, reumüthig bekannte, und sie um Verzeihung bath, indem er nur, wenn er diese von *Wilhelmine* n erlangt hatte, hoffen könne, daß seinen ferneren Unternehmungen der Segen Gottes folgen werde.

Die versöhnliche *Wilhelmine* hatte ihm schon

lange verziehen, und wünschte nur ihm bekannt machen zu können, daß sie keinen Groll auf ihn mehr habe. Da sie aber den Ort seines Aufenthaltes nicht wußte, konnte sie ihm hiervon keine Nachricht geben. Sie bethete aber täglich zu Gott, daß er ihm seine Sünden vergebe, und es ihm möchte wohlergehen lassen.

Eine Schwerkranke.

Nach mehreren Jahren, in welchen Wilhelmine mit aufopfernder Liebe den Krankendienst eifrig besorgte, wurde sie in ein Ordenshaus, welches in einer entfernten Provinz neu errichtet worden war, versetzt, um die neu aufgenommenen Schwestern in der Ordensregel zu unterrichten, und ihnen mit ihrem Beispiele vorzuleuchten.

Wilhelmine war kaum noch vierzehn Tage dort, als sie, wie sie durch das Krankenzimmer ging, eine junge Frauensperson wehmüthig ächzen hörte. Sie näherte sich ihrem Bette, und sah auf dem Sessel neben demselben nur elende Lumpen liegen. Die Kranke war todtenblaß, ganz abgezehrt, und in ihrem Gesichte konnte man abnehmen, daß eine unregelmäßige Lebensart sie frühzeitig in diesen elenden Zustand gebracht hatte. Wilhelmine betrachtete sie mit sichtbarem Mitleide, und die Büge der Schwerkranken schienen ihr bekannt zu seyn.

Auf einmahl rief sie unwillkürlich: „Charlotte N**!“ aus. Die Kranke wendete sich um, sah Wilhelminen genauer an, bedeckte das Gesicht mit ihren abgemagerten Händen, ein Strom von Thränen entstürzte ihrem Auge, und sie schluchzte: „Wilhelmine, in einem so elenden Zustande siehst du mich wieder!“

„Gott hat mich zu dir gesendet,“ entgegnete Wilhelmine, „um dir Verzeihung von meiner Seite anzukündigen, und unser Gebeth zu vereinigen, daß auch der barmherzige Gott Dir verzeihe. Sey getrost, es kann mit dir noch besser werden, und an guter Pflege soll es dir nicht ermangeln.“

„Für mich ist keine Rettung mehr,“ erwiederte Charlotte N**; „meine Kräfte sind erschöpft und das Lebensende ist nahe. Bitte Gott, daß er mir meine schweren Sünden verzeihe, damit ich ruhig sterben kann.“

Charlottens Schicksale.

Charlotte N** erzählte dann unter sichtbaren Aeußerungen der bittersten Reue die Begebenheiten ihres Lebens, nachdem ihr Gatte sie verlassen hatte. „Auch ich verließ,“ sprach sie, „als ich durch meine unsinnige Verschwendung in dürftige Umstände gerathen, und die Verachtung aller guten Menschen auf

mich geladen hatte, meinen Wohnort, nachdem ich alles, was ich noch besaß, zu Geld gemacht hatte, zog in eine andere Provinz und gesellte mich einer Schauspieler-Gesellschaft bey. Aber ich hatte weder Vorkenntnisse noch Anlagen und Geschick zu einer Schauspielerinn, und schon nach einem Jahre wurde ich entlassen. Vergebens suchte ich bey einer anderen Gesellschaft unterzukommen, und trieb mich lange herum, wodurch meine Noth nur immer vergrößert wurde.“

„Ich mußte alles, bis auf die nothdürftigste Kleidung verkaufen, um nur meinen Hunger stillen zu können. In dem größten Elende, in welchem ich mich befand, entschloß ich mich, in mein Geburtsort zurückzukehren, um dort vielleicht einige mitleidige Menschen zu finden, welche sich meiner erbarmeten. Auf dieser Reise habe ich, von allen Hülfsmitteln entblößt, unsägliches Elend ertragen.“

„Als ich in diese Stadt kam, waren meine Kräfte so erschöpft, daß ich ohnmächtig auf der Straße umsank, wo man mich in dieses Krankenhaus brachte, in welchem ich ruhig den Tod erwarten kann.“

Diese Erzählung wurde durch Schluchzen und häufige Thränen unterbrochen. Auch Wilhelmine war bis zu Thränen gerührt. Sie wich nicht mehr von dem Bette der Kranken, sprach ihr Trost zu,

bethete mit ihr um Vergebung ihrer Sünden, und am dritten Tage hauchte die reumüthige Sünderinn in den Armen der guten *Wilhelmine* ihre Seele aus.

Der junge Kaufmann war bis nach Nord-Amerika gekommen, hatte bey einem Wechsler Dienste genommen, sich in der Folge der Jahre ein bedeutendes Vermögen gesammelt, war nach zwanzig Jahren wieder zurückgekommen, hatte seine Gläubiger befriediget, und dem Kloster, in welchem *Wilhelmine* nützlich wirkte, um das an ihr begangene Unrecht zu sühnen, eine beträchtliche Schenkung gemacht.

9. Das Glück hängt oft von einem Busalle ab.

Ernest war der Sohn eines Kaufmannes in einer entlegenen Kreisstadt, der zwar keine ausgebreiteten Handelsgeschäfte betrieb, aber seine Handlung mit Umsicht, Ordnung, Genauigkeit und Redlichkeit führte. Er hatte acht Kinder, die er christlich erzog, und auf deren Unterricht er alle seine Ersparnisse verwendete.

Ernest war der älteste Sohn, wohl unterrichtet in allen Vorkenntnissen für einen künftigen Kaufmann, dabey fleißig, ordentlich und sparsam. Sein Streben

ging immer vorwärts, und er wünschte nichts sehnlicher, als in einem Großhandlungshause in der Hauptstadt einen Platz zu finden. Er bath seinen Vater oft und vielmahl, daß er ihn dorthin schicken möchte, um sich um einen solchen bewerben zu können.

Der Pfarrer in der Kreisstadt hatte einen Verwandten in der Hauptstadt, welcher immer unter die reichsten und thätigsten Großhändler gezählt wurde, und seine Geschäfte von Jahr zu Jahr weiter ausdehnte. Dabey war er als ein sehr genauer und ordnungsliebender Mann bekannt, der auf Ordnung und Sparsamkeit auch bey seinen Untergebenen sah. Der Pfarrer gab Ernest ein Empfehlungsschreiben an diesen Großhändler, der Vater lieferte das Reisegeld, und Ernest reisete mit dem Segen seiner Aeltern und voll guter Hoffnungen nach der Hauptstadt ab.

Ernest sucht Zutritt.

Als Ernest dort angekommen war, suchte er die Wohnung des Großhändlers auf, um sich zu zeigen und den Brief abzugeben. Als er zu derselben die breite Treppe hinauffstieg, kam ihm ein reich gekleideter Bedienter entgegen, welchen er fragte, ob er nicht die Ehre haben könne, dem Vorsteher des Großhandlungshauses aufzuwarten. Der Bediente maß den jungen Kleinstädter, der mit abgezogenem Hute vor

ihm stand, vom Kopfe bis zu den Füßen, und entgegnete ihm kurz, daß sein Herr heute niemand Fremden vor sich lasse, und er daher morgen sich wieder zeigen möchte.

„Um wieviel Uhr?“ fragte der Jüngling.—„Wenn Sie Angelegenheiten für die Schreibstube haben,“ erwiderte der Bediente, „so können Sie von zehn bis fünf Uhr kommen. Wollen Sie aber mit dem Herrn selbst sprechen, so zeigen Sie sich zwischen zwey und drey Uhr; vielleicht werden Sie vorgelassen.“

Ernest dankte, und entfernte sich. Er kam mehrere Tage nach einander zur angezeigten Stunde in das Vorzimmer, ohne Zutritt zu dem Großhändler zu erhalten, und durch das herabwürdigende Benehmen der Bedienten gegen ihn wurde er immer mehr eingeschüchtert. Endlich bedeutete ihm einer derselben, nachdem er des Tages zuvor zwey Stunden in einem Winkel des Vorzimmers gefessen, daß er heute werde vorgelassen werden. Dieser meldete Ernest bey dem Großhändler, und öffnete ihm die Thür in den Saal.

Ernest vor dem Großhändler.

Ernest trat unter tiefen Verbeugungen schüchtern vor, und der Großhändler sprach zu ihm: „Sie waren, wie ich höre, schon mehrere Mahle hier, um mich zu sprechen; aber die vielen Geschäfte haben mich

verhindert, Sie zu empfangen. Was ist eigentlich Ihr Begehren?"

Ernest war so befangen, daß er kein Wort vorbringen konnte, und anstatt aller Antwort übergab er dem Großhändler den Brief vom Pfarrer. Der Großhändler erbrach und las ihn, während Ernest vor Furcht und Besorgniß zitternd vor ihm stand, und sprach endlich: „Sie sind mir von dem Pfarrer, meinem Verwandten, sehr gut empfohlen worden; aber er hat mit seiner Empfehlung nicht den rechten Zeitpunkt gewählt. Alle Stellen in meiner Schreibstube sind hinlänglich und gut besetzt. Können Sie zuwarten, bis ein Platz offen wird, so werde ich bey der Besetzung desselben gewiß auf die Empfehlung meines Verwandten Rücksicht nehmen.“

Ernest erwiederte, daß er nicht in der Lage sey, nur kurze Zeit vom Eigenen zu leben; daß er nur Beschäftigung wünsche, und wenn sie auch noch so wenig eintrüge, so wolle er sich damit begnügen, weil er von Jugend auf an Arbeit und an Entbehrungen gewohnt sey. Der Großhändler vertröstete ihn wieder auf die Zukunft, und Ernest entfernte sich traurig und unter tiefen Bücklingen von demselben.

Als er gegen die Thür des Saales zurückschritt, hatte er die Augen immer auf den getäfelten glatten Boden gerichtet, und sah eine Stecknadel auf demselben

liegen. Von seinem Hange zur Ordnung und Sparsamkeit geleitet, hob er sie auf, und legte sie auf den nächststehenden Wandtisch.

Ernest wird angenommen.

Der Großhändler hatte ihn dabey beobachtet, und schloß daraus, daß Ernest unter die sehr geringe Zahl junger Leute gehöre, welche auf die geringste Kleinigkeit aufmerksam sind, jedem Dinge einen Werth absehen, und nichts für so geringfügig achten, daß sie es nicht benützen können. Er rief Ernest, der sich schon der Thür genähert hatte, zurück, und sagte ihm, daß er sich am folgenden Tage um die nämliche Stunde bey ihm sollte wieder melden lassen.

Ernest, der nun Hoffnung schöpfte, versäumte die Stunde nicht, und wurde sogleich vorgelassen. Der Großhändler trat ihm freundlich entgegen, fragte ihn um seine Familienverhältnisse, um die Vorkenntnisse, die er sich zum Dienste in einer Großhandlung gesammelt hatte, um die Gegenstände des Kleinhandels, den sein Vater betreibe, und fand in seinen Antworten so viel Verstand, richtiges Urtheil und Besonnenheit, daß er ihn sogleich in seine Schreibstube mit einem Gehalte von vierhundert Gulden aufnahm.

Ernest konnte sich vor Freude kaum fassen; er eilte in seine Wohnung, um seinen Aeltern und dem

Pfarrer in einem Briefe von seiner Anstellung freudige Nachricht zu geben, und ersteren für die Gewöhnung an Ordnung und Sparsamkeit, letzterem für die Empfehlung zu danken.

Ernest fand sich bald in den Arbeiten auf der Schreibstube zurecht, und wurde einer der brauchbarsten und fleißigsten Gehülffen, welcher sich insbesondere durch Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in Führung der Bücher auszeichnete. Er stieg von Stufe zu Stufe, und wurde endlich zum Cassier mit einem sehr guten Gehalte befördert. Dieses alles bewirkte die aufgehobene Stecknadel.

10. Die unschuldig Verfolgte.

Ernestine suchte durch Näharbeiten und Kleidermachen ihren Erwerb. Sie war eine Waise; die Aeltern hatten ihr bey ihrem Tode zwar kein Geld, aber schätzenswerthere Güter hinterlassen: sie hatten sie zur Tugend, Frömmigkeit und Arbeitsamkeit erzogen, und sie in allen weiblichen Arbeiten, durch welche sie einen Erwerb finden konnte, gründlich unterrichten lassen.

Da Ernestine alle Arbeiten nett, zur bestimm-

ten Zeit und um einen billigen Preis lieferte, und sich durch Artigkeit und Anstand empfahl, so fehlte es ihr nie an Kunden, und sie erwarb so viel, daß sie nach Befriedigung ihrer beschränkten Bedürfnisse auch noch einen Sparpfennig auf die Seite legen konnte.

Sie arbeitete auch für eine reiche Großhändlers-Frau, der sie durch ihren Fleiß und ihr artiges Benehmen sehr gefiel, und die Ernestinen ihren weiblichen Diensthöthen oft als ein Muster der Ordnung, Reinlichkeit und Artigkeit rühmte, und sich sogar verlauten ließ, daß, wenn ein Platz bey ihr offen würde, sie sich Glück wünschen würde, Ernestinen in ihren Dienst zu bekommen.

Böse Absicht.

Dieses erregte den Neid der weiblichen Dienstleute, und insbesondere fürchtete das Kammermädchen, daß Ernestine ihren Platz in der Folge einnehmen könnte, weil die Frau des Großhändlers schon mehrmahl ihr ihre Unzufriedenheit zu erkennen gegeben und ihr gedroht hat, daß sie mit ihr eine Aenderung werde vornehmen müssen, wenn sie sich hinfür etwas Aehnliches zu Schulden kommen lasse. Das Kammermädchen beschloß daher Ernestinen zu verderben, und sie für immer aus dem Hause der Großhändlerinn zu entfernen.

Als Ernestine Morgens früh wieder zu derselben gerufen wurde, um Arbeit abzuholen, legte das Kammermädchen, ohne daß es Jemand bemerken konnte, einen Diamant-Ring, welchen ihre Herrinn gewöhnlich zu tragen pflegte, unter diese Arbeit. Die Frau des Großhändlers ordnete weiter an, wie die Arbeit verfertigt werden sollte. Ernestine band die Arbeit in ihrem mitgebrachten Tuche zusammen, und empfahl sich, um noch zu anderen Kunden zu gehen, welche sie hatten rufen lassen. Sie konnte nichts Urges ahnen.

Der Diamant-Ring.

Ernestine war noch nicht lange fort, als sich die Großhändlerinn mit Hülfe ihres Kammermädchens vollends anleidete, und als sie zuletzt ihre Ringe anstecken wollte, fehlte der kostbarste derselben.

Man suchte ihn allenthalben im Schlafzimmer, und er war nirgends zu finden. Die Großhändlerinn erinnerte sich bestimmt, daß sie den Diamant-Ring, als sie sich am vorigen Abende auskleidete, mit den anderen Ringen auf eine kleine, silberne Tasse auf dem Puktsische gelegt habe, und das Kammermädchen versicherte, ihn auch dort liegen gesehen zu haben. Niemand außer der Frau, der Dienerinn und Ernestinen war in das Schlafzimmer gekommen, und das Kammermädchen wußte ihrer Herrinn sehr schlau und

boshast zu hinterbringen, um den Verdacht des Diebstahls auf Ernestinen zu wälzen, daß diese immer in der Nähe des Pukstisches sich aufgehalten habe.

Die Frau faßte diesen böswilligen Gedanken auf, und da sie in ihren Handlungen gewöhnlich voreilig und unüberlegt war, so schickte sie, anstatt die Sache vorher genauer zu erwägen, sogleich um einen Polizeybeamten, um ihn zu Rathe zu ziehen. Dieser meinte, daß man der Sache am leichtesten auf die Spur kommen, und sich von Ernestinens Schuld oder Unschuld überzeugen könne, wenn man in ihrer Wohnung eine Untersuchung anstelle.

Der Polizeybeamte begab sich in dieselbe. Ernestine war erst von den Kunden, bey denen sie auch Geschäfte hatte, zurückgekommen, und ihr Bündel lag noch uneröffnet auf dem Tische. Der Polizeybeamte fragte Ernestinen um den Diamant-Ring, und da sie behauptete, ihn gar nicht gesehen zu haben, fing er die Durchsuchung des Bündels an, und o Schrecken! der Ring befand sich unter den Arbeitsstoffen, welche Ernestine von der Großhändlerinn nach Hause getragen hatte.

Folgen des Verdachtes.

Ernestine, welche sich gar keiner Schuld bewußt war, stand todtenblaß und wie vernichtet vor

dem Polizeybeamten da, und betheuerte, daß sie gar nicht wisse, und auch nicht begreifen könne, wie der Ring, den sie mit keinem Auge gesehen habe, in ihr Päckchen gekommen sey. Der Polizeybeamte hielt diese Worte für leere Ausflüchte; er nahm den Ring, um ihn der Großhändlerinn zurückzustellen, und die arme, unschuldige Ernestine wurde ins Gefängniß abgeführt, und in genaues Verhör genommen. Aber man konnte sie keiner Schuld überweisen, ihr früher ganz makelloser Lebenswandel sprach zu ihren Gunsten; es konnte der Ring durch ein für sie unglückliches Ungefähr ohne ihr Wissen unter die Arbeitsstoffe gekommen seyn. Ernestine wurde der Haft wieder entlassen; aber ihr guter Ruf war bemakelt.

Es gab noch immer Leute, welche sie des Diebstahls für schuldig hielten. Sie wurde von vielen Kunden mit sichtbarem Mißtrauen behandelt; manche zogen sich von ihr ganz zurück, und von neuen Kunden war keine Rede mehr, da es ihr jetzt an Empfehlungen fehlte, und die Geschichte mit dem Ringe in der Stadt weit verbreitet war, und auch mit böswilligen Zusätzen erzählt wurde.

Ernestine war tief gekränkt, und weinte oft bittere Thränen, daß sie so sehr verkannt und so schmählich behandelt wurde. Sie fand keinen Freund und keine Freundin, welche sich ihrer annahmen;

denn wenn Unfälle und Unglück den Menschen treffen, so ziehen sich auch gewöhnlich die Freunde von demselben zurück, wie einen vom Sturme entwurzelten Baum die Vögel der Luft vermeiden, welche früher auf demselben ihr Nest gebauet und dort gewohnt haben.

Nur zu dem allmächtigen, höchst gerechten Gott konnte sich die tief gekränkte Ernestine wenden, zu welchem sie im täglichen Gebethe flehete, daß er ihre Unschuld möchte bekannt werden lassen.

Ernestine konnte sich in ihrer Lage nicht mehr zurecht finden. Ihr Ehrgefühl war gekränkt, und jeder mißtrauische Blick und jedes unbedachtsam ausgesprochene Wort ging ihr wie ein spiziger Dolch durchs Herz. Es fehlte ihr zwar nicht an Arbeit, aber die Kunden in vornehmeren Häusern hatte sie mehrentheils verloren. Es schien ihr kaum mehr möglich, ihren Ruf in dieser Stadt wieder ganz rein herzustellen.

Auswanderung.

Um diese Zeit hatten sich mehrere Bewohner der Stadt und der umliegenden Gegend auf eine an sie ergangene Aufforderung entschlossen, nach Amerika auszuwandern, und dort eine deutsche Niederlassung zu gründen, und mehrere verständige Männer riethen Ernestinen, mit in den fremden Erdtheil zu zie-

hen, wo sie mit ihrer Geschicklichkeit in den weiblichen Handarbeiten gewiß guten Erwerb finden, und vielleicht ihr Glück begründen könne.

Ernestinen war schon diese Auswanderung in der Beziehung willkommen, daß sie durch dieselbe unter ganz fremde Menschen in einen entfernten Erdtheil versetzt wurde, wo man von dem, daß man ihr so hart in ihrer Geburtsstadt mitgespielt hatte, nichts wissen, und wo sie mit einem makellosen Rufe erscheinen konnte. Auch hatte sie so viel erspart, um die Kosten der weiten Seereise zu bezahlen, und es blieb ihr noch so viel übrig, um für ihren Unterhalt so lange zu sorgen, bis ihr Erwerb dort gesichert wäre. Sie bereitete Alles zur Abreise vor, schiffte sich ein, und gelangte glücklich nach Neu-York.

Schon auf der Ueberfahrt machte sie Bekanntschaft mit einem Kaufmanne aus dieser Stadt, welcher ihr anrieth in derselben sich niederzulassen, wo sie hinlänglichen Erwerb finden könnte. Er selbst trieb einen ausgebreiteten Handel mit fertigen Leinenwaaren und Kleidern für Frauenzimmer, und er versprach, sie mit hinlänglicher Arbeit zu versehen, wenn sie ihm dieselbe gut lieferte.

Ernestine befolgte seinen Rath, nahm sich in Neu-York ein Zimmer, erhielt von dem Kaufmanne hinlängliche Arbeit, und lieferte sie so schön, daß sie

seine Erwartungen bey weitem übertraf; ja ihre Arbeiten wurden in seinen Magazinen vorzugsweise gesucht. Dieses begründete den Ruf Ernestinens, und sie erhielt auch von anderen Frauen Arbeiten, und da sie dieselben sehr schön und gut lieferte, so vertrauten sie ihr auch ihre Töchter an, daß sie dieselben in Näharbeiten und im Kleidermachen unterrichtete, wodurch sie ihren Erwerb immer mehr verbesserte. Ihre Zeit und Kräfte allein reichten nicht mehr zu den Arbeiten hin, welche ihr anvertraut wurden. Sie mußte sich Gehülffinnen nehmen, und diese erzog sie sich selbst. Sie nahm Töchter ärmerer Aeltern in die Lehre, welche eine bedungene Zeit für sie unentgeltlich arbeiten mußten, und wenn sie die Lehrzeit mit gutem Erfolge vollendet hatten, nahm sie Ernestine in Sold. Auf diese Art vermehrte sich die Zahl ihrer Gehülffinnen von Jahr zu Jahr, welche hinlänglichen Erwerb bey ihr fanden. Ernestine errichtete in der Folge ein Magazin von fertigen Leinenwaaren, Frauenkleidern und Puffsachen, welche einen so guten Absatz fanden, daß sie schon anfing, wohlhabend zu werden.

Ernestinens Verheirathung.

Um diese Zeit bewarb sich ein junger Kaufmann, welcher von eingewanderten deutschen Aeltern abstammte, und eine ausgebreitete Handlung besaß, um

Ernestinens Hand. Da derselbe als ein geschickter, thätiger und umsichtiger Kaufmann bekannt war, und mit anderen lobenswerthen Eigenschaften auch Gottesfurcht und Rechtlichkeit verband, so willigte Ernestine in eine Verbindung mit demselben ein, und es wurde eine glückliche Ehe gestiftet, welche auch mit Kindern gesegnet wurde, auf deren Erziehung beyde Aeltern die größte Sorgfalt verwendeten, die auch zu ihrer Freude heranwuchsen, und die Hoffnung erregten, daß sie der Trost und die Stütze ihrer Aeltern im Alter werden würden.

Ernestine genoß allgemeine Achtung, und sie verdiente sie auch durch ihre guten Eigenschaften und Tugenden, mit welchen sie unter Frauen ihres Alters und Standes hervorleuchtete; dabey war sie noch immer unermüdet thätig, bescheiden, und ein Muster der häuslichen Tugenden, durch welche sie ihrem geliebten Gatten das Leben angenehm machte und verschönerte.

Reise nach Deutschland.

Nach mehreren Jahren ihres thätigen und glücklichen ehelichen Lebens mußte Ernestinens Gatte in wichtigen Familien-Angelegenheiten nach Europa und nahmentlich nach Deutschland, woher seine Aeltern stammten, reisen, und Ernestine wünschte

ihn dahin zu begleiten, um ihr Vaterland und ihre Geburtsstadt wieder zu sehen, wo die arme, verfolgte, an ihrer Ehre gekränkte Ernestine nun als eine sehr geachtete und reiche Kaufmannsfrau auftreten konnte.

Es wurde alles zur weiten Reise vorbereitet, und Ernestine wußte den Gemahl auch zu bereden, daß die Kinder, von welchen sie sich sehr schwer trennte, mitgenommen wurden.

Die Reise war glücklich, und sie gelangten wohlbehalten nach Deutschland bis in Ernestinens Geburtsstadt, wo man ihrer kaum mehr gedachte; denn in den zwanzig Jahren ihrer Abwesenheit hatte sich Vieles dort verändert, und die Mehrzahl der damaligen Einwohner war von den Geschäften abgetreten oder gestorben.

Ernestine kehrte mit ihrem Gemahle in einem Gasthose ein, wo sie mehrere Tage zu verweilen gedachten. Als ihr Gatte mit den Kindern eines Tages ausgegangen war, um ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, und Ernestine ganz allein im Zimmer war, ließ sich eine arme Unglückliche bey ihr melden.

Ernestine hatte ein mitleidiges Herz, und wies keinen Hülfbedürftigen ab. Eine abgezehrte, hagere, leichenblasse Frau, auf Krücken gestützt, trat herein, und bath um eine Gabe, indem sie sagte,

daß sie schon Jahre lang an der Sicht schmerzlich leide, ihrem Erwerbe nicht mehr nachgehen könne, und daher in das größte Elend versetzt worden sey, indem sie an Allem Mangel leide.

Eine reumüthige Sünderinn.

Schon der Anblick dieser unglücklichen Frau mußte Mitleiden erregen. Ernestine glaubte aber einige bekannte Züge in ihrem Gesichte zu entdecken, welche sie aber nicht zum klaren Bewußtseyn bringen konnte. Sie fragte die arme Frau daher, ohne ihr Zartgefühl zu verletzen, um ihre früheren Lebensumstände, und aus ihren Antworten ergab sich, daß sie einst in den Diensten der reichen Großhändlerinn N* gewesen sey.

„Ach gnädige Frau!“ fuhr sie fort, „alles Unglück lastet schwer auf mir, und ich kann mich um so weniger darüber trösten, da ich einst an einem braven Mädchen ein großes Unrecht begangen habe, durch welches ich die Strafe Gottes über mein Haupt gezogen habe, und so lange dieses mir nicht verzeiht, getraue ich mir nicht Barmherzigkeit von Gott zu hoffen. Aber wie kann ich Verzeihung von dem armen, tief gekränkten Mädchen erlangen, da es in einem weit entfernten Welttheile lebt, und vielleicht gar

nicht vermuthet, daß ich ihr den bösen Streich gespielt habe.“

Jetzt erkannte Ernestine an der Unglücklichen das ehemalige Kammermädchen der Großhändlerinn, und erfuhr zugleich auch, daß dasselbe ihr den bösen Streich mit dem Diamant-Ringe gespielt habe. Sie sagte daher im milden Tone zu der unglücklichen, von Reue und Gewissensbissen gefolterten Frau: „Beruhigen Sie sich; die Beleidigte hat Ihnen schon längst verziehen! Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Ernestine. Der allgütige Gott hat wunderbar mein Schicksal zu meinem Besten gewendet!“

„Ja, Gott ist gerecht!“ entgegnete die Frau, „indem er die Guten belohnt, und die Bösen bestraft!“

Sie fiel vor Ernestinen auf die Kniee nieder, und bath mit gefalteten Händen, daß sie ihr die an ihr begangene schwere Sünde verzeihen möchte; indem sie dieselbe seit vielen Jahren bitter bereue und schmerzlich büße.

Ernestine hob sie auf, und betheuerte ihr, daß sie keinen Groll im Herzen habe, und ihr schon längst verziehen habe. Sie gab ihr nicht nur ein beträchtliches Geschenk, sondern legte auch einen bedeutenden Betrag in einem Versorgungshause der Armen nieder, damit sie in dasselbe aufgenommen und dort gut verpflegt werde. Die arme Frau erzählte dann Ernestinen,

daß die Freude, welche sie über die Entfernung derselben aus dem Hause der Großhändlerin laut geäußert habe, sie bey anderen in den Verdacht gebracht, daß sie Ernestinen den Streich gespielt und den Diamant-Ring in ihren Pack gebracht habe, und daß zuerst der Großhändler, ein sehr scharfsichtiger Mann, dem auch andere Ränke des Kammermädchens bekannt geworden waren, auf diese Vermuthung gerathen sey; daß sie von nun an kein Zutrauen im Hause mehr genossen habe, und strenger beobachtet worden, endlich wegen eines Versehens des Dienstes entlassen worden sey; sie habe lange keinen angemessenen Dienst finden können, habe die dienstlose Zeit in feuchten Wohnungen bey schlechter Nahrung zugebracht, wo sie von der Sicht befallen worden sey, so daß sie nun seit langer Zeit zu jedem Dienste unfähig sey, und nur von den Gaben wohlthätiger Menschen lebe.

Ernestine wurde bey dieser Erzählung bis zu Thränen gerührt, und entließ die Unglückliche unter den Aeußerungen des innigsten Mitleids. Sie erzählte dann die ganze Geschichte ihrem Gatten und ihren Kindern, damit sie in derselben die allwaltende Gerechtigkeit Gottes ehrfurchtsvoll erkannten, welcher die vor den Augen der Menschen verborgene Sünde bestraft, und die gekränkte Unschuld gerechtfertigt an den Tag treten läßt.





11. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Der Ober-Lieutenant Baron H. hatte in der Kriegszeit in Feindes Land in einem Städtchen, in welchem er länger in Quartier gelegen war, ohne Vorwissen seiner Aeltern und Vorgesetzten heimlich geheirathet. Seine Gattinn hatte nie seinen Nahmen angenommen. Beyläufig sechs Monathe nach der Verhelichung bekam das Regiment, bey welchem Baron H. diente, Befehl zum Aufbruche, um gegen den Feind vorzurücken. Alle Frauen mußten zurückbleiben, und des Barons Gemahlinn hätte schon darum nicht mitziehen können, weil sie ihm nicht öffentlich angetrauet war.

Bey dem Abzuge hatte ihr der Baron seine ganze Baarschaft, welche in zwey tausend Stück Ducaten bestand, sein sämmtliches Gold- und Silbergeschmeide und auch noch zwey Anweisungen auf beträchtliche Geldsummen übergeben, damit sie für ihren Unterhalt gedeckt war. Auch wollte er sich mit einem so bedeutenden Vermögen nicht allen Gefahren des Krieges aussetzen.

Nach vier Monathen erhielt der Baron die erfreuliche Nachricht, daß seine Gemahlinn Mutter geworden sey, und ihm einen wunderschönen Knaben

gebracht habe, dem sie in der Taufe den Nahmen Hector beylegen ließ.

Gern wäre der Baron zu seiner geliebten Gattinn zurückgeeilet, um sie und den neugebornen Sohn zu umarmen; aber er erhielt keinen Urlaub; vielmehr mußte das Regiment immer weiter in Feindes Land vorrücken, wodurch er immer mehr von seiner Gemahlinn und seinem Sohne entfernt wurde. Endlich erreichte es den Feind, und einige Tage später wurde demselben eine mörderische Schlacht geliefert, in welcher das Regiment, in dem Baron H. diente, fast gänzlich aufgerieben, er selbst mit vielen anderen Officieren desselben verwundet wurde, und er als todt auf dem Wahlplatze liegen blieb.

Trauer und Schmerz.

Diese Nachricht war für die Frau sehr niederschlagend, um so mehr, da sie keine Nachricht von ihrem Gatten mehr erhalten konnte. Sie hielt ihn für todt, für unwiederbringlich verloren, und beweinte ihn bey Tag und Nacht. Ihr Schmerz war für sie um so drückender, da sie in dem frühen Tode ihres Gemahles die Strafe des Himmels zu erkennen glaubte, weil der Baron ohne Einwilligung seiner Aeltern geheirathet hatte. Sie konnte ihren Sohn nicht ohne

Wehmuth ansehen, welcher seinen Vater, ohne ihn zu kennen, so frühzeitig verloren hatte und so jung zu einer Waise geworden war.

Sie verweilte in Trauer und Schmerz noch längere Zeit in ihrem Wohnorte, ohne die geringste Nachricht von dem Leben oder Tode ihres Gatten erhalten zu können, und da sich der Kriegsschauplatz demselben immer mehr näherte, wodurch die Gegend sehr beunruhiget wurde, so beschloß die Frau, mit ihrem Sohne in das Vaterland ihres Gatten zu gehen, einen ruhigen Aufenthaltsort zu wählen, und dort in stiller Zurückgezogenheit zu leben.

Sie machte alles, was sie an beweglichen Sachen besaß, zu Geld, miethete für sich und ihr Söhnchen einen Platz auf dem Eilwagen, und reisete aus der Gegend ab, welche ihr so viel Freude, aber noch viel mehr Trauer gebracht hatte. Sie nahm den Namen *Schilchen* an, um mehr unbekannt zu bleiben, wählte sich einen in einer gesunden und angenehmen Gegend gelegenen Marktflecken zum Aufenthalte, kaufte sich dort ein nettes Häuschen mit einem Garten und einigen Gründen an, und glaubte von den Erträgen derselben und von den Zinsen ihres Capitals mit ihrem Sohne leben zu können.

Wohlthätigkeit und Achtung.

Hier richtete Frau Schilchen ihr Hauswesen umsichtig und bescheiden ein, und lebte in stiller Zurückgezogenheit. Ihre erste Sorge war die Erziehung ihres Söhnleins, in dessen zartes Herz sie Liebe zu Gott und dem Nächsten, Gottesfurcht und Achtung für andere Menschen einzuslößen suchte. Sie selbst, die eine wohlunterrichtete und gebildete Frau war, lehrte ihn lesen, schreiben und rechnen und alle Gegenstände, welche Kinder seines Alters wissen sollen.

Hector war die Freude und der Trost der Mutter; und die Stunden, welche sie mit ihm zubrachte, waren ihr die angenehmsten des Tages. Er war aber auch ein gelehriges, gehorsames, dienstfertiges und gefälliges Kind, welches seine Mutter über Alles liebte, und alles sorgfältig vermied, was ihr hätte mißfällig werden können.

Die Mutter lebte mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen in Ruhe und Frieden, und wo sie einem oder dem anderen einen Dienst erweisen konnte, da that sie es gewiß. Besonders nahm sie sich der Armen und Kranken mit christlicher Liebe an. Täglich wurden der ärmste Greis und die ärmste Greisinn von ihrem Tische gespeiset; den armen Kranken im Marktflecken schickte sie die Speisen, welche sie zu ihrer

Stärkung schon genießen durften; franke Kinder besuchte sie, half den Müttern dieselben pflegen, und stand ihnen mit gutem Rathe bey. Wo sie nur konnte, spendete sie Wohlthaten und stiftete Gutes. Dadurch suchte sie die Sünde zu sühnen, welche sie durch ihre heimliche Heirath begangen zu haben sich vorwarf. Sie war wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein geachtet und geliebt. Der stille Schmerz um ihren Gemahl machte sie noch liebenswürdiger; indem man bey ihr, an deren Herz tiefer Kummer nagte, wahrnehmen mußte, wie sehr sie bemüht war, andere zu erfreuen, während sie einem stillen Schmerze nachhing. Jedermann aber ehrte denselben, und Niemand wagte es, in ihr Geheimniß einzudringen, und sie um die Ursache ihres Kummers zu fragen.

Einladung auf das Schloß.

In geringer Entfernung von dem Marktflecken war ein Schloß, welches ein alter General bewohnte. Die Haushaltung führte ihm eine Witwe, welche einen Sohn hatte, der mit Hector gleiches Alters war. Die Witwe war eine herrschsüchtige, zänfische und neidische Frau, welche auf den General großen Einfluß übte, durch welchen sie es dahin zu bringen hoffte, daß er ihren Sohn zum Erben seines Gutes einsetzte. Sie suchte daher von dem Generale alle

Personen zu entfernen, welche ihm näher verwandt waren, oder die sein Zutrauen und seine Zuneigung gewinnen konnten.

Der General, selbst ein vortrefflicher Mann, aber durch das hohe Alter schon sehr geschwächt, hatte oft von den wohlthätigen Werken der Witwe Schilcher gehört, und wünschte diese achtungswerthe Frau kennen zu lernen. Er traf sie eines Tages bey einem Spaziergange durch die Gärten an, wie sie und ihr Sohn beschäftigt waren, das abgefallene Obst zum Futter für die Schweine zu sammeln. Er sprach sie freundlich an, und entdeckte in dem Gespräche so viel Bildung, gesunden Verstand, richtiges Urtheil und Herzensgüte an ihr, daß er, der schon früher eine gute Meinung von ihr gefaßt hatte, mit Achtung gegen sie erfüllt wurde, und sie einlud, mit ihrem Sohne ihn auf dem Schlosse zu besuchen.

Frau Schilcher konnte diese freundschaftliche Einladung nicht ablehnen, ohne unhöflich zu erscheinen. Sie kam, wurde von dem General sehr freundlich aufgenommen, und er erwiderte den Besuch bey ihr.

Der General fand auch ein großes Wohlgefallen an Hectorn, welchen er einlud, daß er oft auf das Schloß kommen, und dem Sohne seiner Haushälterinn Gesellschaft leisten sollte. Je öfter Hector auf

das Schloß kam, desto mehr setzte er sich in Gunst bey dem General, der sich oft stundenlang mit ihm unterhielt, und ihn gewöhnlich bey seinem Abgehen mit Obst, Backwerk und dergleichen beschenkte.

Verläumdung.

Je mehr Hector die Zuneigung des Generals gewann, desto abgeneigter wurde ihm und seiner Mutter die Haushälterinn, welche besorgte, daß der Knabe sie und ihren Sohn in der Erbschaft beeinträchtigen könnte, und ihre angelegentlichste Sorge war von nun an, Hectorn und seine Mutter von dem Schlosse ganz zu entfernen. Sie machte ihren Sohn, welcher bey weitem nicht so böswillig wie die Mutter, aber oft sehr muthwillig und unbesonnen war, aufmerksam, wie sich Hector in die Gunst des Generals immer mehr einzuschleichen suche, und ihm dadurch in Beziehung auf die Erbschaft gefährlich werden könne, und forderte ihn auf, demselben nicht so freundschaftlich, sondern feindseliger zu begegnen, um ihm den Aufenthalt im Schlosse zu verleiden, damit er nicht mehr so oft in dasselbe käme.

Der Knabe behandelte von nun an Hectorn mit Uebermuth und Stolz, und beleidigte ihn oft und gröblich, so daß dieser nicht mehr Lust zeigte, zu ihm

auf das Schloß zu kommen, indem er von ihm nur Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte.

Bey dem Generale verläumdete die Haushälterinn die gute Frau Schilcher auf alle Art, nannte sie eine Heuchlerin, welche gute Werke nur vor den Leuten übe, damit sie sich in das Zutrauen derselben einschleiche, und durch den guten Ruf, welchen sie dadurch erlange, ihren früheren zweydeutigen Lebenswandel beschönige. Sie fügte bey, daß Niemand wisse, wer sie sey, und woher sie gekommen; und daß sie Geheimnisse bewahre, deren Veröffentlichung ihr gewiß nicht zur Ehre gereichen würde, daher sie dieselben so sorgsam bewahre.

Mit gleicher Lasterzunge sprach die böswillige Haushälterinn auch zu anderen Frauen im Marktflecken, und suchte auf diese Art den guten Ruf der Frau Schilcher zu bemakeln.

Dieses thaten die Mißgunst und der Neid, indem der Neidische und Mißgünstige anderen ihre Vorzüge, guten Eigenschaften und alles Angenehme, was sie besitzen, mißgönnen, weil sie ihnen selbst mangeln. Sie sind traurig über das Gute, welches ein anderer an sich hat, und suchen es an anderen zu verkleinern, und die wahren oder erdichteten Schwächen derselben aufzudecken; aber mehrentheils fallen die Neidischen und Mißgünstigen selbst in die Grube, welche sie an-

deren graben. So geschah es auch bey dieser bösgesinn-
ten Haushälterinn.

Die Frau Schilcher wurde durch diese Ver-
läumdungen so tief gekränkt, daß sie oft bittere Thrä-
nen vergoß, und dem guten Gott im Himmel ihre
Noth klagte. Wenn auch die verständigen Einwohner
des Marktfleckens auf das verläunderische Geschwätz
der Haushälterinn nicht achteten, so gab es doch wie-
der andere, bey denen es nicht ohne Wirkung blieb,
und welche an der guten Frau Schilcher irre zu
werden ansingen, und sie nicht für eine so vortreff-
liche Frau hielten, als sie wirklich war.

Ueberraschung.

Um diese Zeit starb der General plötzlich am
Schlagflusse, und man fand ein Testament, welches
er schon vor vielen Jahren errichtet, und in dem er
einen fernen Verwandten, einen gewissen Baron H.,
welcher damahls als Cadet bey einem Infanterie-
Regimente stand, zum Erben seines Schlosses und sei-
nes Vermögens eingesetzt hatte. Durch dasselbe waren
die Haushälterinn und ihr Sohn um alle ihre Hoff-
nungen gebracht. Aber der guten Frau Schilcher
ging ein froher Stern auf.

Ihr Gatte, dem sie heimlich angetrauet worden
war, führte den nähmlichen Nahmen; sie wußte aber

nicht, ob er noch lebe, weil sie, seitdem er in der Schlacht gefallen war, gar keine Nachricht von ihm hatte erhalten können. Niemand in der Gegend kannte auch diesen Baron.

Er wurde durch die Zeitungen zu dieser Erbschaft vorgerufen. Es vergingen mehrere Monathe, als ein stattlicher Offizier, der sich bey den Gerichten als Baron H. ausgewiesen hatte, auf das Schloß kam, um es zu übernehmen, und sich seinen Unterthanen vorzustellen. Am Abende machte er einen Spaziergang durch den Marktflecken. Frau Schilcher saß auf einer Bank vor ihrem niedlichen Häuschen, an ihrer Seite Hector, ihr Sohn, und um sie herum Mädchen des Marktfleckens, welche sie im Stricken unterrichtete.

Sie stand auf, um den neuen Herrn des Schloßes zu begrüßen. Er aber, nachdem er sie genauer betrachtet hatte, breitete seine Arme aus, stürzte auf sie zu, und mit dem Ausrufe: „Meine geliebte, langgesuchte Gattinn!“ umschlang er sie.

Frau Schilcher wußte sich vor freudiger Ueberaschung gar nicht zu fassen, und konnte nur die Worte: „Mein innigstgeliebter Gatte!“ vorbringen. Hector wurde dem Vater vorgestellt, und eben so herzlich von ihm bewillkommnet.

Die Frau Schilcher, welche wir jetzt die Frau

Baroninn nennen wollen, und Hector mußten sogleich auf das Schloß kommen, wo sie sich wechselseitig ihre Schicksale seit ihrer Trennung erzählten.

Der Baron war nicht in der Schlacht getödtet, sondern nur tödtlich verwundet worden, und in feindliche Gefangenschaft gerathen. Da er schwere Kopfwunden erhalten hatte, so gelangte er Monathe lang nicht mehr zum Gebrauche seiner Sinne, und man zweifelte schon, ob er je wieder vollends zur Befinnung kommen werde. Doch genas er, wiewohl sehr langsam, und mußte vier Jahre in der feindlichen Gefangenschaft bleiben. Er schrieb, nachdem er genesen war, mehrmahl an seine Gattinn; aber die Briefe trafen in der beunruhigten Kriegszeit bey ihr nicht ein, und nachdem sie unter dem fremden Nahmen Schilcher in das Vaterland ihres Gemahls gezogen war, wovon er nichts wußte, konnten seine Briefe nicht mehr zu ihr gelangen. Durch eine weise Fügung Gottes hatten sie sich gefunden, wo sie es am wenigsten vermuthet hatten.

B e s c h l u ß.

Die Haushälterinn war wie vernichtet, als sie die Baroninn und ihren Sohn, denen sie so vieles Leid zugesügt hatte, mit dem neuen Guts Herrn auf das Schloß kommen sah, sie zitterte an allen Gliedern

und fürchtete, daß die Baroninn Rache an ihr nehmen werde. Diese war aber von versöhnlicher Gemüthsart, und so edelmüthig, daß sie vielmehr das Böse mit Gutem vergalt. Sie verschwieg, wie herzlos und böswillig die Haushälterinn sich gegen sie benommen hatte, ihrem Herrn, und beredete ihn noch, daß er ihr einen mäßigen Jahresgehalt aussetzte. Doch mußte sie mit ihrem Sohne das Schloß räumen.

Der guten Baroninn gingen nun an der Seite ihres Gemahls frohe Tage auf. Selten störte ein Unfall ihr häusliches Glück; Hector wuchs zu ihrer Freude groß heran, ward ein guter Sohn, und alle dankten Gott im täglichen Gebethe, daß er ihr Schicksal so glücklich gewendet habe.

12. Wie einem Studenten geholfen wird.

Zeit Brunner war der Sohn eines Tagelöhners aus dem Dorfe Uuwiesen. Er zeigte sich von Kindheit an sehr anständig, war sehr fleißig in der Schule, verträglich und dienstfertig, und äußerte oft den Wunsch, daß er etwas mehr als ein Tagelöhner werden möchte.

Der Schullehrer hatte den betriebsamen Knaben lieb gewonnen, und unterrichtete ihn im Singen; um ihn auf dem Chore bey den Hochämtern zu gebrauchen. Der Knabe hatte eine klangreiche Stimme, und machte im Gesange gute Fortschritte, weil er alles, was er that, mit Eifer betrieb.

Ein Tonkünstler aus der Stadt, welcher von Verwandten im Dorfe zum Kirchweihfeste geladen worden war, hörte den Knaben bey dem Hochamte auf dem Chore singen, und seine Stimme gefiel ihm so wohl, daß er ihn dem Capellmeister in der Hauptkirche in der Stadt empfahl, der ihn zum Chorknaben annahm. Der Knabe war darüber sehr erfreuet; denn jetzt konnte sein sehnlichster Wunsch, etwas mehr als ein Tagelöhner zu werden, in Erfüllung gehen, und er ließ es an nichts ermangeln, daß es auch geschehe.

Zeit Brunner gab sich nicht nur alle Mühe, daß er im Gesange sich immer mehr ausbildete; er lernte auch zu gleicher Zeit, und mit gleichem Eifer Violin- und Clavier-Spielen, wozu er als Chorknabe Gelegenheit hatte.

Die Chorknaben besuchten auch das Gymnasium, und Zeit Brunner leistete auch in demselben so viel und noch mehr, als man von ihm billig fordern konnte, und da die Chordienste und die Erlernung der Musik ihm manche Stunden wegnahmen, welche

er zu den Aufgaben, die er in der Schule erhalten hatte, hätte verwenden sollen, so stand er, wenn dieser Fall eintrat, um eine Stunde früher als die anderen Chorknaben auf, oder legte sich um eine Stunde später oder erst dann zu Bette, wenn er alles, was für die Schule nöthig war, auswendig gelernt oder bearbeitet hatte.

Fernerer Erwerb.

Als Chorknabe war Veit Brunner mit allem, was zum Unterhalte gehörte, auch mit der Kleidung und dem Schulgeräthe, versehen, so daß er seinen Aeltern, die vom Taglohne lebten, nicht zur Last fallen durfte. Sechs Jahre leistete er als Chorknabe nützliche Dienste, und er verwendete seine Zeit so gut, daß er nicht nur in den Musikgegenständen einen sehr guten Fortgang machte, sondern auch im Gymnasium unter die vorzüglichsten Schüler seiner Classe gezählt wurde. Zugleich war er gut gesittet, und äußerte insbesondere ein Rechtsgefühl in Reden und Handlungen, das ihn vor manchem Abwege bewahrte. Gottesfurcht und Frömmigkeit waren die Grundlage seiner Denkungs- und Handlungsweise; er bezog alles auf Gott, und sang alles mit Gott an.

Durch solche lobenswerthe Eigenschaften hatte sich Veit Brunner allenthalben empfohlen, und

sich viele Freunde und Gönner erworben. Als er nach sechs Jahren die Stimme änderte, und deswegen von der Versorgung, die er als Chorknabe genoß, austreten mußte, sorgten seine Gönner dafür, daß er Privatstunden in guten Häusern, und durch diese die Mittagskost und auch einige Bezahlung in Geld erhielt, so daß er für die dringendsten Bedürfnisse gedeckt war, und seine Studien fortsetzen konnte, welches auch sein sehnlichster Wunsch war; denn sein Bestreben ging immer vorwärts, und sein Verlangen, sich aus dem Stande, in welchem er geboren worden war, höher emporzuschwingen, kam der Erfüllung immer näher. Da er bey dem Unterrichte der Kinder in der Musik und in den Gymnasialgegenständen mit unermüdetem Eifer arbeitete, so empfahl er sich sehr dadurch, und sein Erwerb durch Privat-Lectiōnen nahm immer zu.

Cholera-*Seuche.*

Zeit Brunner fühlte sich schon ganz glücklich, als sich seine Umstände zu seinem Nachtheile schmerzlich änderten. Es verbreitete sich in den Umgebungen der Stadt die Cholera, welche als eine neue unbekannte *Seuche* für so ansteckend wie die Pest gehalten, und eben so sehr gefürchtet wurde.

Eine allgemeine Bestürzung ergriff die Bewohner

der Stadt. Die Reichen und Wohlhabenden verließen mit ihren Familien eilig dieselbe und flohen in ferne, von der Seuche verschonte Gegenden; oder sie schlossen sich in ihren Wohnungen oder Landhäusern so ab, daß sie außer denselben mit Niemanden verkehrten, und sich auf diese Art vor der vermeinten Ansteckung zu sichern wähten.

Durch diese Entfernung und Absonderung der Familien verlor Veit Brunner alle seine Privatstunden und seinen Erwerb, und nachdem er das Wenige, was er sich erspart, zusezt hatte, kam er schon in den Fall, seine entbehrlichen Kleidungsstücke verpfänden oder verkaufen, oder bey Bekannten Geld borgen zu müssen, um sich nur die nöthigste Nahrung anzuschaffen. Unter Sorgen und Kummer brachte er die Tage und Nächte zu, und klagte dem barmherzigen Vater im Himmel seine Noth und das Elend, in welches er unverschuldet gerathen war.

Rohe Buben.

Als er eines Tages, in traurigen Gedanken versunken, über den Marktplatz in der Stadt ging, sah er einige Knaben, welche aus der Schule nach Hause zurückkehrten, wie sie aus unverzeihlichem Muthwillen einem Hockerweibe, das sich von ihrem Kram entfernt hatte, Staub und Kehricht auf das Gemüse, mit

dem es handelte, warfen, es in demselben herumwälzten, und auf diese Art verdarben.

Rohe und schadenfrohe Menschen lachten über dieses sträfliche Treiben der muthwilligen Knaben; Weit Brunner aber, der es von ferne sah, eilte auf die Knaben zu, stellte ihnen vor, welchen Schaden sie durch ihren Muthwillen anrichteten, hielt sie dadurch ab, noch ferner das Gemüse zu verderben, und überzeugte sie mit nachdrücklichen Worten, daß sie in ihrem Gewissen verpflichtet seyen, der Höckerinn im Gelde zu ersetzen, was sie ihr verdorben hatten. Er stellte sich zugleich zum Hüther des Gemüses auf, und suchte die Knaben zum Ersatze des Schadens zu verhalten.

Einige derselben retteten sich durch die Flucht, andere aber wurden von Weit Brunner bis zur Zurückkunft der Höckerinn gewaltsam zurückgehalten.

Beschluß.

Zu diesem Auftritte waren mehrere Menschen zusammengelaufen, welche alle den Muthwillen der Knaben streng tadelten, Weit Brunner's Handlung aber lobten. Unter den Herbeugekommenen war auch der Vater zweyer Knaben, welcher, als er den ganzen Vorgang erfuhr, seine beyden Söhne über ihr sträfliches Benehmen hart anließ, dem Weit

Brunner aber verbindlichst dankte, daß er seine zwey Söhne und die anderen Knaben abgehalten, ihren Muthwillen weiter fortzusetzen, und sie zur Besinnung und Einsicht gebracht hatte, daß sie den angerichteten Schaden ersetzen müßten.

Der Vater erklärte sich sogleich bereit, das zu bezahlen, was die Knaben verdorben hatten. Er lud dann Weit Brunner zu sich ein, und als er ihn in längerer Unterredung näher kennen lernte, entdeckte er so viele lobenswerthe Eigenschaften an ihm, daß er ihn zum Lehrer und Erzieher seiner Söhne annahm.

Weit Brunner kam nun in eine sehr angenehme Lage; er hatte freye Wohnung, Kost und einen beträchtlichen Jahresgehalt, konnte seine Studien fortsetzen und vollenden, und da er sich durch seinen Eifer bey dem Unterrichte und der Erziehung seiner Zöglinge dem Vater sehr empfahl, so verhalf ihm derselbe in der Folge zu einer einträglichen Stelle.

13. Verspötte Krüppel nicht!

Barnabas war ein roher, ungezogener Bube, voll Leichtfinn und Muthwillen, der auf gute Lehren und Ermahnungen nicht hörte, und sie nicht achtete. Er trieb mit Krüppelhaften und mit Personen, welche mit Gebrechen behaftet waren, immer muthwilligen Scherz, und neckte und verspötte sie, wo und wie er konnte.

Begegnete er einem schiefgewachsenen und höckerigen Menschen, so machte er hinter dessen Rücken die Stellung desselben nach; hinter dem Hinkenden hinkte er, und hinter dem schwachen Greise schlich er zitternd am Stabe einher. Den Einäugigen verspötte er, indem er ein Auge zudrückte, und wie dieser nach der Seite sah. Dem armen Blinden, der auf einem Ecksteine saß, und mit vorgehaltenem Hute die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach, warf er ein Stückchen Blech oder einen Stein in den Hut, und neckte auf diese Art den armen Bettler, der doch das Mitleiden aller Menschen verdiente.

Barnabas trieb diese muthwilligen Neckereien, um die rohen Buben, die immer seine Gesellschaft ausmachten, zum Lachen zu bringen. Gut erzogene

Kinder, welche sein liebloses Benehmen gegen Gebrechliche und Krüppelhafte sahen, mahnten ihn oft ab, seinen rohen Scherz nicht noch weiter zu treiben; auch Erwachsene tadelten ihn oft scharf wegen dieser Neckereyen; aber Barnabas ließ sich nicht von seinen spöttischen Neckereyen abhalten; er mußte durch eigenen Schaden schmerzlich gewarnt werden.

Weitere Neckereyen.

Als der lose Bube eines Tages einem blinden Bettler wieder statt eines Almosens ein Stück rostiges Eisen in den Hut geworfen, und ihn, als er nach demselben griff, um es in die Tasche zu stecken, höhlich ausgelacht hatte, trat ein fremder Herr, der es gesehen hatte, zu dem Buben, verwies ihm nachdrücklich sein liebloses und rohes Benehmen gegen einen Unglücklichen, und setzte bey: „Sieh dich vor, loser Bube, daß dich der gerechte Gott nicht mit Blindheit straft, weil du so lieblos mit einem Blinden verfahren!“

Leider gingen diese Worte in Erfüllung, und noch früher wurde Barnabas wegen seines lieblosen Benehmens gegen Gebrechliche schmerzlich bestraft.

Als er eines Tages einen Blödsinnigen muthwillig neckte und verspottete, brachte er denselben so in Zorn, daß dieser einen Stein aufhob und denselben





mit aller Gewalt dem Barnabas zwischen die Füße schleuderte. Er traf ihn so gut, daß er ihm den Knöchel des rechten Fußes zerschmetterte.

Barnabas litt unsägliche Schmerzen; die Heilung des Schadens ging sehr langsam vor sich, gelang auch nicht gut, und Barnabas blieb lebenslang hinkend. Dadurch hätte sich der lose Bube für immer sollen warnen lassen. Er trieb aber auch noch in der Folge manchmahl seinen Muthwillen mit Grechlichen, neckte und verspottete sie.

So hatte er eines Tages einem am Ecksteine sitzenden blinden Bettler, der auch auf der Krücke ging, dieselbe, die er neben sich gelegt hatte, heimlich weggenommen, und sie versteckt. Als des Abends sein kleiner Enkel kam, um ihn nach Hause zu geleiten, war die Krücke nirgends zu finden, und der Knabe mußte eine andere, welche der blinde Großvater immer vorrätig hatte, vom Hause hohlen.

Es war noch kein Jahr vergangen, als Soldaten in das Städtchen und in die Umgebung in das Standquartier, um gemeinschaftlich sich in den Waffen zu üben, kamen. Sie exercirten oft im Feuer. Barnabas und andere Knaben gingen hinter den Gliedern, wenn sie abgefeuert hatten und vorwärts schritten, nach, und sammelten die Patronen, welche sie weggeworfen oder verloren hatten.

Dadurch bekam er und seine muthwilligen Gespielen einen ziemlichen Vorrath an Pulver. Sie feilten in große hohle Schlüsseln ein Zündloch, luden sie, und schossen sie ab.

Dieses ist immer ein gefährliches Spiel, weil der Schlüssel zerspringen und die Herumstehenden beschädigen kann, und es überhaupt für Kinder sehr gefährlich ist, mit Pulver, welches der kleinste Feuerfunke entzündet, oder mit Schießgewehren zu spielen, und weil oft und vielmahl großer Schaden dadurch angerichtet worden ist.

Strafe.

Der Vorrath an Pulver lag in einem offenen Papier auf der Erde, und die Schlüsselbüchsen wurden geladen. Barnabas schlug Feuer an, und der Schwamm, welcher Feuer gefangen hatte, fiel auf die Erde. Barnabas hob ihn auf; er war aber schon so entzündet, daß er ihn in die Finger brannte.

Er schnellte ihn weg, der Schwamm fiel auf das Pulver, welches sich augenblicklich entzündete, dem Barnabas in das Gesicht fuhr, es jämmerlich verbrannte, seine Haare entzündete, und seine beyden Augen so sehr beschädigte, daß er ungeachtet aller ärztlichen Hülfe erblindete.

So schrecklich war die Drohung des fremden

Herrn erfüllt worden! Barnabas war nun blind und hinkte zugleich; er war zu allem Erwerbe unfähig. Seine Aeltern, die nicht wohlhabend waren, hatten ihm, als sie starben, nur ein geringes Erbtheil zurückgelassen, welches er nach und nach zu seinem Unterhalte verbrauchte. Er verarmte gänzlich, und fiel der Armenversorgung anheim.

Wenn er seine traurige Lage schmerzlich fühlte, sagte er mit bitterer Reue zu sich selbst: „Das habe ich durch den Muthwillen und Spott, den ich mit Gebrechlichen als loser Bube trieb, verdient. So schmerzlich hat mich der gerechte Gott dafür gestraft!“

14. Unglück durch den Genuß der Tollkirschen, und Rettung.

Im Sommer des Jahres 1828 gingen zwey Knaben aus dem Dorfe Dormettingen im Königreiche Württemberg, der eine zehn und der jüngere acht Jahre alt, auf den abgeräumten Holzschlag am Goldberge, um dürre Reiser für die Küche zu sammeln.

Ja cob, der jüngere Bruder, sah einen Strauch, an welchem dunkelrothe Beeren hingen. Er pflückte

eine derselben ab, kostete sie, fand den Geschmack süß, und rief dem älteren Bruder zu: „Johann, komm geschwind; hier steht ein ganzer Busch voll wilder Waldkirschen!“

Der Bruder kam, beyde aßen von der giftigen Beere, Jacob, welcher sehr durstig war, mehr als Johann, und sie sammelten noch einige in die Tasche. Sie lasen dann dürre Reiser auf, und schickten sich an, nach Hause zurückzukehren.

Auf dem Rückwege klagte Jacob über brennenden Durst, der ihm immer unerträglicher wurde; und als ihn Johann zur Geduld verwies, indem sie bald zu Hause seyn würden, wurde Jacob von einer solchen Müdigkeit befallen, daß er sich unter einem Baume niedersezte, und den Bruder bath, nach Hause zu eilen, und ihm Wasser, um seinen drückenden Durst zu löschen, zu hohlen; indem er nicht weiter gehen könne. Johann zog ihn von der Erde auf, nahm ihn bey dem Arme, und nöthigte ihn, mit ihm den kurzen Weg nach Hause zurückzukehren, welches ihm nur mit vieler Mühe gelang.

Rettung der Knaben.

Die Mutter war mit Bereitung des Abendessens beschäftigt, als die beyden Knaben mit ihrem Bündel Reiser in die Küche eintraten. Sie erschraf über

die Kraftlosigkeit und blasse Gesichtsfarbe Jacobs, der wiederholt über heftigen Durst klagte, die Augen wild verdrehte, und irre zu sprechen anfing. Die Mutter konnte nicht begreifen, was mit dem Knaben, der vor ein paar Stunden kerngesund das Haus verlassen hatte, vorgegangen seyn mußte, daß er sich so übel befinde, und sie war sehr bekümmert. Sie befahl ihm sich zu entkleiden und zu Bette zu gehen.

Aber während sie noch mit dem jüngeren Sohne beschäftigt war, bekam auch Johann, der ältere, die nämlichen Zufälle. Auch dieser klagte über Trockenheit im Munde und Schlunde, verlangte Wasser und ein Reiz zum Erbrechen stellte sich bey ihm ein. Die Mutter brachte auch diesen zu Bette.

Sie wußte sich vor Kummer und Betrübniß weder zu rathen noch zu helfen. Sie sah den Schullehrer vorübergehen, und rief ihn in die Stube, daß er ihr bey dem plötzlichen Erkranken ihrer beyden Söhne Rath ertheilen möchte. Dieser sah auf dem Stubenboden einige Tollbeeren oder Tollkirschen liegen, welche den Knaben bey dem Entkleiden aus der Tasche gefallen waren, und rieth sogleich auf Vergiftung durch dieselben. Er, der mit den Giftpflanzen und den tödtlichen Folgen, welche der Genuß derselben bringt, wohlbekannt war, verhehlte der bekümmerten Mutter die Gefahr nicht, in welcher ihre beyden Söhne schwebten,

und drang darauf, augenblicklich den Arzt zu rufen. Bis zur Ankunft des Arztes wendete der Schullehrer die Mittel an, welche bey Vergiftungen gewöhnlich wirksam sind. Er ließ die Knaben laue Milch mit etwas Baumöhl vermischt trinken, um dadurch das Erbrechen zu bewirken, und kitzelte die Knaben mit einer Feder in dem Schlunde, welches das Erbrechen beförderte. Auch ließ er aus der Apotheke ein Brechmittel und einige Loth Glaubersalz hohlen, welches die Knaben einnehmen mußten. Bey dem wiederholten Erbrechen gab er den Knaben immerfort laue Milch zu trinken, um das verschluckte Gift so bald als möglich aus dem Magen zu schaffen.

Diese schnell und vorsichtig angewandten Mittel wirkten so gut, daß der Zustand der Knaben sich nicht nur nicht verschlimmerte, sondern daß sie sich schon etwas besser befanden, als der Arzt kam. Dieser hieß die Anordnungen des Schullehrers gut, wendete bey den beyden Knaben Seifenklystiere und andere wirksame Arzneymittel an, und gab ihnen Essig zu trinken. Durch diese Mittel und eine sorgfältige Pflege genasen beyde Knaben allmählig; Johann früher als Jacob, der auch mehr Tollbeeren verschluckt hatte.

15. Die Tollkirsche.

Es wird den jungen Lesern angenehm seyn, diese äußerst schädliche Frucht des Tollkrautes näher kennen zu lernen. Die Tollkirsche, Tollbeere, Wolfsbeere, ist die Frucht des Tollkrautes, lateinisch: *Atropa Belladonna*. Dieses wächst durch ganz Deutschland in feuchten, bergigen Wäldern, besonders in jungen Holzschlägen, auch auf Schutthausen. Der Stängel erreicht oft Mannshöhe, und theilt sich nach oben in viele Zweige, wodurch die Pflanze einem Strauche gleicht. Oft sind in Holzschlägen größere Strecken mit diesem sehr giftigen Strauche bedeckt, der zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte hat.

Die Blätter desselben sind auf der oberen Seite dunkelgrün; auf der unteren stechen sie ins Weißliche. Im Monathe Junius sezt der Strauch an den Zweigen glockenförmige, geäderte Blüthen an, die am Grunde schmutziggelb, nach dem Rande zu braunviolett sind. In dem weichhaarigen zottigen Kelche sitzt der Keim zur Frucht, die von der Mitte Julius bis zum Monathe October zum Vorscheine kommt, anfangs röthlichbraun, wenn sie aber völlig reif geworden, bläulich schwarz, glänzend, und einer Kirsche ähnlich ist,

nur daß sie an einem sehr kurzen Stiele sitzt. Die Früchte enthalten einen violetten, wässerigen und süßlichen Saft und in der Mitte kleine, braune Samenförner.

Der Genuß dieser Beeren hat die fürchterlichsten Folgen, und oft schon, wenn nicht schleunige Hülfe kommt, den schmerzlichsten Tod gebracht. Nach dem Genuße der Tollbeeren stellt sich gewöhnlich, wie es auch bey diesen beyden Knaben der Fall war, ein brennender Durst ein. Es folgt Mattigkeit, Schläfrigkeit, Schwindel, dann ein Reiz zum Erbrechen, Ekel vor allen Speisen, Brennen und Schmerzen im Magen und in den Eingeweiden, Verwirrung der Sinne. Diese Zufälle steigern sich; der Kranke verdreht die Augen, zittert an allen Gliedern; er redet irre; seine Stimme wird heiser, endlich fast ganz unhörbar; er verfällt in Wahnsinn, der oft in Wuth übergeht, und endlich erfolgt der Tod unter den fürchterlichsten Zuckungen.

16. Wer dem andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.

Nicolo Paganini, der größte Violin-Spieler seiner Zeit, der so reine, schmelzende und harmonische Töne seinem Instrumente entlocken konnte, daß er Aller Herzen rührte, alle Zuhörer in Bewunderung und Erstaunen setzte und entzückte, war zu Genua in Italien im Jahre 1784 geboren. Sein Vater war Kaufmann, der aber die Musik leidenschaftlich liebte; daher er auch den kleinen Nicolo frühzeitig in derselben unterrichten ließ. Der Knabe zeigte große Anlage und machte auf der Violine bewunderungswürdige Fortschritte.

Auch die Guitarre lernte Nicolo mit gutem Erfolge spielen. Der Vater hatte seine Freude an dem Knaben, der seine Erwartungen weit übertraf, und schonte keine Kosten, um ihn zu einem vollkommenen Tonkünstler auszubilden. Er hielt ihm die besten Meister, und der Knabe brachte es bald so weit, daß er allgemeine Bewunderung erregte. In einem Alter von neun Jahren spielte er nicht nur die Violine und Guitarre mit Meisterschaft, sondern er setzte auch schon über verschiedene Motive Variationen, welche er öffent-

lich im Theater spielte, und die allgemeinen Beyfall ihm erwarben.

Durch denselben aufgemuntert, übte sich Nicolo mit unermüdetem Fleiße auf der Violine, und brachte es in einem Alter von vierzehn Jahren so weit, daß in ganz Italien von seiner Kunstfertigkeit gesprochen wurde. Er durchreisete mit seinem Vater alle Theile dieses Landes, spielte in allen größeren Städten, erntete allenthalben großen Beyfall, und erregte Bewunderung.

Ein Neider.

Paganini kam in der Folge nach Lucca, und sein kunstreiches, seelenvolles Violin-Spiel, mit dem er die schmelzenden Töne der sanstflingenden Menschenstimme hervorzubringen wußte, machte so großes Aufsehen, daß ihn die Prinzessin Elise, die Schwester Napoleons, bey ihrer Hof-Capelle anstellte.

Diese Begünstigung war für den jungen Paganini ein neuer Antrieb, sich in seiner Kunst immer mehr auszubilden, und durch unermüdeten Fleiß brachte er es zu einer kaum erreichbaren Meisterschaft.

Große Vorzüge erregen immer Neid, und im Künstlerleben mehr, als im bürgerlichen. Den damaligen Director der Oper in Lucca, der selbst ein sehr geübter Violin-Spieler war, hatte Paganini

durch seine Kunstfertigkeit auf der Violine überflügelt, und ihn, der immer für den ersten Violin-Spieler in *Vucca* galt, in den Schatten gestellt. Das konnte und wollte der mißgünstige Opern-Director nicht ertragen, und er sann darauf, dem neu angestellten Violin-Virtuosen einen Streich zu spielen, der seinen weit verbreiteten Ruf sehr herabstimmen sollte. Des Directors Rachegefühl erwachte und wurde noch mehr angefaßt, als die Prinzessin *Elise* in Gegenwart des Opern-Directors mit Entzücken von *Paganini's* unübertrefflichem Spiele sprach.

Lücke.

Nun entwarf der Opern-Director seinen Plan, der *Paganini's* Verdienste sehr beeinträchtigen sollte. Es sollte eine große Oper im Theater gegeben werden. Gegen Abend ließ sich der Opern-Director unwohl und unfähig melden, das Orchester bey der Oper zu leiten. *Paganini* sollte seinen Platz ersetzen, was dieser auch gern übernahm.

Kurz vor Anfang der Oper hatte sich aber der böshafte Opern-Director auf das Orchester geschlichen, und an der Geige *Paganini's* die drey Saiten mit einem Messer gerisht, daß sie bey einem stärkeren Spiele reißen mußten, und nur die überspinnene G-Seite übrig bleiben sollte. Er lauerte dann in einem

Winkel des Opernhauses, um den Erfolg seines Schelmenstreiches abzuwarten, der Paganini in keine geringe Verlegenheit bringen sollte.

Die Ouvertüre begann; Paganini leitete das zahlreiche Orchester mit voller Kraft, und Aller Augen waren auf ihn gerichtet, weil er das erste Mal an des Directors Place stand. Eine Saite nach der anderen sprang auf seiner Violine. Es kamen Soli, welche der Director allein zu spielen hatte. Man erwartete, daß Paganini von dem nächststehenden Geiger die Violine nehmen werde. Er spielte aber auf der noch übrigen G-Saite fort, und zwar melodischer und großartiger als jemahls.

Der erste Act der Oper ging zu Ende, und alle Gegenwärtigen klatschten dem Paganini ihren Beyfall zu, jene noch stürmischer, welche näher an dem Orchester standen und gewahr geworden waren, daß er diese schmelzenden und melodischen Töne einer einzigen, und zwar der tiefsten Saite entlockt und die schwierigsten Passagen auf derselben ausgeführt habe.

Der Neider wird entlarvt.

Der neidische Opern-Director, welcher in einem entlegenen Winkel des Schauspielhauses auf den Erfolg seines böshaftern Streiches gelauert hatte, konnte

nicht begreifen, wie Paganini sich aus der Verlegenheit geholfen, und zweifelte nicht, daß er eine andere Geige genommen habe. Er schlich sich, von Paganini unbemerkt, nahe an das Orchester, als Paganini den Gesang der ersten Sängerin auf einer Saite seiner Violine so melodisch begleitete, daß die Zuhörer nicht wußten, ob sie mehr die Sängerin oder den Violin-Spieler bewundern sollten.

Der Orchester-Director, der vor Galle hätte plätzen mögen, wendete kein Auge von Paganini's Geige und von der einzigen Saite ab, und da wieder stürmischer Beyfall erfolgte, rief er wie in einem Anfälle von Wahnsinn laut aus: „Er spielt nur auf Einer Saite!“ und sank ohnmächtig nieder.

Dieser Auftritt erregte allgemeines Aufsehen. Die Zuhörer erhoben sich von ihren Sitzen, drängten sich nach dem Ohnmächtigen hin, erkundigten sich nach dem Vorgefallenen, und es entstand eine solche Unruhe, daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte. Alle klatschten Paganini Beyfall zu, dessen Ruf durch diesen Vorfall ungemein stieg, wie entgegen der neidische Orchester-Director an Achtung sehr viel verlor.

Paganini, der bey dem ersten Versuche, auf Einer Saite zu spielen, sich selbst übertroffen hatte, lernte jetzt erst die ausgezeichnete Wirkung dieses seines Spieles kennen, und bildete dasselbe immer mehr

aus, und er setzte Tonstücke, die er mit bewundernswürdiger Kunst auf Einer Saite ausführte. Im Jahre 1811 spielte er in Parma selbst gesetzte Variationen auf der G-Saite, und erregte dadurch Bewunderung und Erstaunen.

Paganini machte in der Folge bis zu seinem Lebensende, das im Jahre 1840 erfolgte, Kunststreifen durch ganz Europa, war auch in Wien, und entzückte durch sein kunstreiches, melodisches und seelenvolles Spiel alle, die es hörten. Er erhielt manche Anerkennung seines künstlerischen Talentes. Der Papst ernannte ihn im Jahre 1827 zum Ritter vom goldenen Sporne, und weiland Kaiser Franz später zum Kammer-Virtuosen. Bey seiner gewohnten Sparsamkeit soll er ein Vermögen von zwey Millionen Gulden hinterlassen haben, welches auf seinen einzigen Sohn Achilles überging.

17. Der Slowaken - Bube.

In Wien und auf dem flachen Lande treiben sich viele schmutzige Slowaken-Buben herum, die sich nothdürftig von Topfbinden, Rost- und Bitterflechten nähren. Sie sind in elende Lumpen gehüllt, voll Ruß und Schmutz, und bringen die Nacht mehrentheils in Schoppen, Pferdeställen, auf dem Heuboden oder in dem dumpfen Winkel einer Kammer, in der wärmeren Jahreszeit unter freyem Himmel zu. Sie kommen aus Ungarn, aus den gebirgigen und unfruchtbaren Gegenden des Trentschiner Comitats zu uns, sprechen eine slavische Mundart, leben sehr armselig, und kehren nach Hause zurück, wenn sie sich einige Groschen erspart haben. Wenn sie länger keine Arbeit finden, suchen sie sich durch Betteln fortzuhelfen, und bitten gewöhnlich um ein Stück Brot, wo sie einen Topf gebunden oder einen Rost verkauft haben.

Der Slowaken-Bube ohne Dbdach.

Als der Baumeister K. an einem kalten Winterabende spät nach Hause zurückkehrte, sah er einen solchen Topfbinder-Buben in einem Winkel vor einem Hause unter einer Gassenlaterne auf dem bloßen Stein-

pflaster liegen. Der Bube hatte sich in einen Klumpen zusammengekauert, die Kniee an den Rumpf weit hinaufgezogen, und sich mit seinem lumpigen Mantel bedeckt.

Es war eine kalte Winternacht. Der Bube zitterte an allen Gliedern vor Frost, und die Zähne klapperten ihm. Er war in der Gefahr, hier ohne Obdach zu erfrieren. Der arme Knabe war mehrere Tage ohne Erwerb geblieben, und konnte dem Kutscher, welcher ihm gegen einen Groschen eine Schlafstelle im Stalle angewiesen hatte, denselben für mehrere Tage nicht bezahlen; deswegen hatte er ihn fortgejagt, als er die Nacht im Stalle wieder zubringen wollte.

Er hatte in verschiedenen Häusern um eine Nachtherberge gebethen, war aber überall schnöde abgewiesen, und genöthiget worden, hier in diesem Winkel unter dem Sternenhimmel den Platz zu wählen, wo er die frostige Nacht zubringen sollte.

So abgehärtet der Bube auch war, so sah er doch ein, daß er bey seiner schlechten Leibesbedeckung in dieser kalten Nacht leicht erfrieren könnte. Wenn seine Glieder vor Frost schon zu erstarren anfangen, sprang er auf, und lief herum, um sich zu erwärmen. Dadurch wurde er aber so müde, daß er endlich wieder Ruhe in dem Winkel suchen mußte. In seiner hoffnungslosen Lage bethete der arme Bube zu Gott, daß

er sich seiner erbarmen, und ihm helfen möchte, damit er nur nicht in dieser eiskalten Nacht erfriere.

Ein Menschenfreund.

Während dieses herzlichen Gebethes, bey welchem er seine Gedanken nur auf Gott und göttliche Hülfe gerichtet hatte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit, der Vorbothe des Erfrierens, und als er schon die Augen schloß, entdeckte ihn zum guten Glücke im Winkel der Baumeister, der sogleich die Gefahr durchschauete, in welcher sich der Bube befand. Er sprach ihn in slavischer Sprache, die er geläufig redete, hastig an, und fragte ihn, was er hier mache, wo er erfrieren müsse, wenn er noch länger auf dem Steinpflaster liegen bleibe. Der Bube klagte ihm seine Noth, wie er, weil er das Schlafgeld nicht bezahlen könne, von seiner gewöhnlichen Schlafstelle verjagt, nirgends eine Nachtherberge habe finden können, und hier bey Eis und Schnee unter freyem Himmel die Nacht zu bringen müsse.

Der Baumeister war ein Menschenfreund, der selbst in seiner Jugend viel Noth und Elend erfahren, und sich mit der Hülfe Gottes und guter Menschen aus der Armuth und Niedrigkeit durch Betriebsamkeit und Rechtschaffenheit zu einem wohlhabenden Bürger der Hauptstadt emporgeschwungen hatte; er erbarmte

sich des armen Jungen, schenkte ihm ein Zwanzigkreuzerstück, daß er die Nachtherberge bezahlen könne, und nicht bey der eiskalten Nacht unter freyem Himmel erfrieren dürfe. Er forderte den Jungen auf, daß er am folgenden Morgen um acht Uhr bey ihm erscheinen solle, wo er ihm einigen Erwerb verschaffen werde. Er beschrieb ihm genau seine Wohnung.

Der Junge dankte dem Baumeister herzlich, eilte zu seiner Schlafstelle, die ihm auch eingeräumt wurde, weil er sie und das rückständige Schlafgeld bezahlen konnte, dankte Gott, daß er sein Gebeth so gnädig erhört hatte, verschlief die Nacht ruhig im warmen Pferdestalle, und fand sich vor acht Uhr Morgens bey dem Baumeister ein.

Der Bube erhält Arbeit.

Diesem gefiel es, daß der Junge so pünctlich zu ihm gekommen war. Er fragte ihn um sein Geburtsort, seine Aeltern und andere Lebensumstände. Der Junge sagte, daß er eine vater- und mutterlose Waise sey, daß ihn ein Verwandter, der sich aber hier gar nicht um ihn bekümmere, mit nach Wien genommen habe, um hier einigen Erwerb durch Ausbessern des alten Töpfergeschirres, durch Rost- und Gitterflechten zu suchen, daß es ihm aber mehrentheils an Arbeit fehle, und er so wenig Geld verdiene, daß er

sich kaum die nöthige Nahrung kaufen könne, und vor Hunger verschmachten müßte, wenn ihm nicht gutthätige Menschen manchmahl ein Stück Brot oder Ueberbleibsel von ihrem Tische schenkten.

Der Junge sagte dieses Alles mit so vieler Unbefangenheit, daß der Baumeister an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln konnte. Der Junge bath ihn, daß er sich seiner erbarmen, und ihm, wie er gestern versprochen, einigen Erwerb möchte zukommen lassen, indem er versprach, daß er ihm dafür dankbar seyn, und täglich für ihn zu Gott bethen werde.

Der Baumeister ließ dem Jungen alles schadhafte Küchengeschirr geben, das er ausbessern sollte. Der Junge benahm sich dabey so geschickt, und machte die Ausbesserungen so emsig, daß der Baumeister ein Vergnügen daran hatte. Er behielt ihn den ganzen Tag im Hause, und ließ ihm Nahrung reichen. Der Junge war seelenvergnügt und arbeitete unermüdet fort.

Der Baumeister gab ihm am folgenden Tage schadhafte Drahtgitter, die man, um den Sand zu werfen, gebraucht, zum ausbessern. Auch dieses bewerkstelligte der Junge mit Geschick und Fleiß. Zuletzt mußte er ganz neue Wurfgeritter flechten. Auch diese brachte er gut zu Stande, und der Baumeister lernte ihn als einen anstelligen, willigen und fleißi-

gen Jungen kennen, dem es nicht an Talent zu mechanischen Arbeiten zu fehlen schien.

Der Bube bleibt im Hause seines Wohlthäters.

Als der Junge alles, was man ihm vorgelegt, vollendet hatte, fing er an traurig zu werden; denn er sah ein, daß er das Haus, in welchem es ihm so wohl ergangen war, nun verlassen müsse. Er bath daher den Baumeister um neue Arbeit, damit er noch länger bey ihm verbleiben könne. Dieser war dem Jungen, der sich durch Fleiß und Arbeitsliebe empfohlen hatte, schon gewogen, und wollte noch ferner sein Wohlthäter werden. Er fragte den Jungen, ob er nicht Maurer werden wolle, wo er dann immer in seinem Hause bleiben könne. Der Junge besann sich nicht lange; er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, noch länger bey seinem Wohlthäter zu verweilen. Er wurde anfangs, da im strengen Winter alle Bauarbeiten ruhen, zu häuslichen Verrichtungen und Arbeiten verwendet, die er bereitwillig, und so emsig besorgte, daß er sich Allen im Hause empfahl.

So schmutzig der Junge bey seinem Eintritte in das Haus des Baumeisters war, so leicht gewöhnte er sich, als er andere Kleider erhielt, an Reinlichkeit, und schonte dieselben sorgfältig. Er gab sich auch

Mühe, die deutsche Sprache im Umgange mit den Hausleuten zu erlernen. Insbesondere leuchtete aber in dem ganzen Betragen des Jungen eine immer rege Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit gegen seinen Wohlthäter, den Baumeister, hervor, welche ihm dessen ganze Zuneigung gewann.

Veränderung der Lage.

Als die Maurerarbeit an den Gebäuden wieder anfang, griff der Junge fleißig zu, zeigte sich dabey sehr anständig, suchte alle Handgriffe und Vortheile den geübteren Gesellen abzulernen, und wurde bald so geschickt, daß er wie ein anderer Geselle zu gebrauchen war. Insbesondere empfahl er sich dem Baumeister, daß er auf das Baumaterialie und die Handwerkszeuge der Arbeiter genau Acht gab, sie überwachte, damit von anderen nichts enttragen werde, und daß er allenthalben den Nutzen desselben zu befördern suchte.

Der Baumeister freuete sich, daß er an dem Jungen einen so fleißigen, geschickten, treuen, anhänglichen und ehrlichen Arbeiter gewonnen habe, und suchte dessen Wohl noch ferners zu befördern. Er verschaffte dem Jungen in den folgenden Wintern Gelegenheit, daß er lesen, schreiben, rechnen und zeichnen lernte, welches derselbe mit unermüdetem Fleiße

betrieb, und in dem er ausgezeichnete Fortschritte machte.

In einigen Jahren hatte sich der Junge zu einem so geschickten Bauarbeiter ausgebildet, daß ihm der Meister die Aufsicht über größere Bauten anvertrauen konnte, um so mehr, da sich derselbe auf dessen Fleiß, Umsicht, Ehrlichkeit und Redlichkeit auch verlassen konnte. Der ehemahlige rußige und zerlumpte SLOWAKEN-BUBE, der oft nichts zu nagen und zu beißen hatte, auf dem Steinpflaster in der kalten Winternacht bald erfroren wäre, war jetzt durch die Wohlthaten des menschenfreundlichen Baumeisters und durch eigene Betriebsamkeit, Ehrlichkeit, Redlichkeit und Dankbarkeit anständig gekleidet, hatte guten Erwerb und Tisch, konnte an Sonn- und Feyertagen einen schmackhaften Braten essen und ein Glas Wein dazu trinken, im Winter in einem warmen Zimmer wohnen, in einem bequemen Bette schlafen, und sich manche Annehmlichkeit des Lebens verschaffen.

Diese glückliche Veränderung in seinen Lebensumständen ließ ihn aber nicht auf Gott vergessen. Täglich verglich er seine jetzige glückliche Lage mit der Noth und dem Elende seiner früheren Jugend, und dankte Gott für die unverhoffte Wendung seines Schicksals im herzlichen Gebethe. Auch der Baumeister welchen die Vorsehung zum Werkzeuge seines

Wohles gewählt hatte, blieb er immer dankbar, und suchte dessen Nutzen auf alle Art zu befördern, so daß dieser zu sagen pflegte, an dem Slowaken-Buben habe er sich seinen bravsten und ehrlichsten Arbeiter erzogen.

18. Der Advocaten-Schreiber.

Malachias Bärnkopf war Schreiber bey einem Advocaten, und bezog von dieser Anstellung so viel Gehalt, daß er keine Nahrungsorgen haben durfte. Da er ein sehr fleißiger und verlässlicher Mann war, so verwendete ihn der Advocat, der ihm sehr gewogen war, auch zu manchem anderen Geschäfte, für das er gewöhnlich von den Parteyen, welche Proceffe anhängig hatten, belohnt wurde.

Der Schreiber hatte eine Frau, welche das Hauswesen emsig und sparsam besorgte, und mit der er in vergnügter Ehe lebte, und eine Tochter, auf deren Erziehung und Unterricht er jeden Gulden, den er erübrigen konnte, verwendete. Sa, er darbtte sich's vom Munde ab, um ihr geschicktere Meister bezahlen zu können.

Therese, so hieß das Mädchen, wuchs auch zur Freude der Aeltern heran; sie war gehorsam, fleißig, ordentlich, und machte in den Schulgegenständen und in den weiblichen Handarbeiten einen sehr guten Fortgang. Der Vater sah ein, daß er, da er nur ein seinen geringen Bedürfnissen angemessenes Einkommen hatte, nichts für die Tochter werde erübrigen können; daher sorgte er mit aller Umsicht dafür, daß sie gut erzogen werde, und sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerbe, durch welche sie einst selbstständig ihren Unterhalt sich werde verschaffen können, und die Tochter ließ es an guter Verwendung nicht ermangeln, um dieses Ziel zu erreichen.

Die Cholera-Seuche.

Bärnkopf war mit seiner Lage zufrieden, und dankte Gott täglich, daß er ihm so viel bescheeret hatte, als er für sich und zum Unterhalte der Seinigen brauchte. Er war seelenvergnügt, wenn er am Abende nach vollbrachten Tagesgeschäften in der Gesellschaft seiner braven Frau und guten Tochter von den Mühen des Tages bey einem mäßigen Nachtmahle und Glase Bier in traulichen Gesprächen sich erhohlen konnte. Aber das Glück des Menschen ist nicht immer beständig und dauerhaft, es ist zerbrechlich wie ein Glas, und wetterwendig wie der Hahn auf dem Kirchen-

dache. Wenn die Sonne am heitersten scheint, drängen sich oft über die Berge Wolken heran, versinstern die Sonne, und bringen Sturm, Regengüsse und Hagel.

Die göttliche Vorsehung läßt weislich Freud und Leid im menschlichen Leben wechseln, damit wir im Glücke nicht übermüthig werden, auf Gott nicht vergessen, sondern dasselbe mit Vorsicht und Dank gegen Gott genießen, und uns stets unserer Nichtigkeit und Abhängigkeit von Gottes Allmacht und Güte erinnern. Auch wendet der allgütige Vater im Himmel die Leiden, welche er uns zuschickt, wenn wir sie geduldig und mit Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, immer zu unserem Besten, was wir in der Folge immer einsehen werden.

Bärnkopf war eines Abends mit den Seinen, nachdem sie den Abendsegen gebethet hatten, gemeinschaftlich zu Bette gegangen, und bald, aber nicht ohne Sorgen eingeschlafen, da seit einigen Tagen das Gerücht sich verbreitet hatte, daß die Cholera-
Seuche der Hauptstadt sich näherte und einige derley Krankheitsfälle im Krankenhause sich schon ergeben hätten, die immer mit dem Tode endeten.

Um Mitternacht wurde er durch das Aechzen seiner Frau aufgeschreckt, die gesund zu Bette gegangen, und jetzt wahrscheinlich von der gefürchteten Seuche

befallen worden war. Die Arme litt unsägliche Schmerzen, alle Zufälle der Cholera, wie man sie früher beschrieben hatte, stellten sich ein, und sie war eine der ersten in der Hauptstadt, welche in der verhängnißvollen Septembernacht von der schmerzhaften und mehrentheils tödtlichen Krankheit ergriffen wurde.

Im ersten Schrecken wendete der Gatte alle Mittel an, welche man schon früher als wirksam bei Cholera-Anfällen angerathen hatte, aber ohne allen Erfolg. Therese war mit blutendem Herzen in der finstern Schreckensnacht zu einem Arzte geeilt, um ihn um Hülfe für die tödtlich erkrankte Mutter zu bitten. Als er kam, hatte sich das Uebel schon so sehr verschlimmert, daß alle seine vorgeschriebenen Mittel unwirksam blieben. Die arme Kranke starb unter unsäglichen Schmerzen in den folgenden Morgenstunden.

Jammer und Trost.

Dieser gähe und unvorhergesehene Todesfall hatte den Gatten und die Tochter in die größte Betrübniß versetzt, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß man in dem Wahne, die Cholera sey ansteckend wie die leidige Pest, alle Berührung mit den Cholera-Kranken scheuete, ihre Wohnung wie den Ort der Ansteckung vermied, und sobald man den Vater oder die Tochter erblickte, ihnen schon von fern auswich. In

diesen traurigen Umständen fanden sie daher nirgends Theilnahme, Trost und Hülfe. Ihr Schmerz erreichte den höchsten Grad, als man die Mutter, gleich einer Pestfranken, in ein Leichentuch gewickelt aus der Wohnung fortschleppte, ihr das Leichenbegängniß versagte, und die Wohnung mit Chlorkalk durchräucherte, um die ansteckende Luft aus derselben zu verbannen.

Der Vater und die Tochter hatten keine Thränen mehr, um ihren Schmerz auszuweinen. Mit gesenktem Haupte und mit auf den Boden gehefteten Blicken schlichen sie, Leichen ähnlich, herum, oder saßen in einem Winkel des Zimmers, und wenn ihre Blicke sich begegneten, stießen sie nur tiefe Seufzer aus. So verlebten beyde im stummen Schmerze einige Tage, und mieden allen Umgang mit anderen Personen.

Therese schlug ihr Gebethbuch auf, um für die abgeschiedene Mutter zu bethen. Da fiel ihr von ungefähr die Stelle ins Auge: „Wir sollen das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und Güte nicht verlieren. Selbst wenn er uns hart züchtiget, meint er es gut mit uns.“

Diese Stelle gab der frommen Tochter Trost. Sie las sie auch dem Vater vor, und beyde sahen ein, daß sie sich zu sehr ihrem Schmerze überlassen, und nicht Trost und Hülfe dort gesucht hatten, wo sie

immer zu finden sind. Sie wendeten nun ihre Blicke gegen Himmel, betheten zu Gott um Stärke, ihr herbes Schicksal gelassen zu ertragen, und ergaben sich vertrauensvoll in ihr herbes Schicksal.

Die Umstände änderten sich in kurzer Zeit; man sah ein, daß die Cholera, welche sich immer weiter verbreitete, nicht so ansteckend, wie die Pest sey; die Absperrung der Familien hörte auf; man scheuete sich nicht mehr so sehr, den Cholera-Kranken sich zu nähern, die Erfahrung in wenigen Tagen zeigte vielmehr, daß jene am wenigsten von der Seuche befallen wurden, welche keine Scheu vor derselben hatten; jeder ging wieder an seine Geschäfte, und man ertrug mit Ergebung die harten Schläge, welche die strafende Hand Gottes zur Besserung der Menschen über die Hauptstadt und ihre Umgebung verhängt hatte. Ergebung, Gottvertrauen und die Zeit mindern jeden Schmerz; so wurden auch der Schreiber Bärnkopf und seine Tochter Therese ruhiger, und dankten Gott, daß sie von der Seuche, die so viele andere hinweggerafft hatte, verschont geblieben waren, und ihren gewohnten Tagesbeschäftigungen nachgehen konnten.

Der Vater erkrankt.

Es vergingen einige Jahre, welche ihnen ruhig verflossen, ohne daß ihr Lebensglück gewaltsam wäre

gestört worden. Dann verbreitete sich die Grippe gleich einer Seuche, und raffte viele, besonders schwächliche Personen dahin, welche nicht zeitig ärztliche Hülfe suchten, und die angeordnete Diät nicht beobachteten. Auch Therese wurde von derselben befallen; aber ihre gute Leibesbeschaffenheit siegte über die Krankheit, auch hatte sie zu rechter Zeit zweckmäßige Heilmittel angewendet, und nach dreytägigem Kranklager konnte sie ihre häuslichen Geschäfte wieder verrichten.

Aber nach einigen Wochen in der naßkalten Winterszeit fing der Vater zu kränkeln an. Er bekam den Husten und Schnupfen. Er achtete nicht darauf, und ging seiner Tagsbeschäftigung nach. Dadurch verschlimmerte sich das Uebel; er klagte über Kopfweh und Mattigkeit, und mußte sich in das Bett legen.

Der herbeygerufene Arzt erklärte die Krankheit für eine vernachlässigte Grippe. Der Husten vermehrte sich, und stellte sich bey der Nacht heftiger ein als bey Tage, wodurch der Schlaf des Vaters unterbrochen wurde.

Lange wollte die Krankheit den ärztlichen Mitteln nicht weichen, und erforderte einen großen Aufwand auf Arzeneyen und auf die nöthige Pflege, welche den letzten Sparpfennig erschöpften.

Therese pflegte den kranken Vater mit kind-

licher Liebe und unermüdeter Sorgfalt. Aber seine Lunge war angegriffen, und an eine Heilung war kaum mehr zu denken. Therese konnte sich nicht trösten, da sie den Vater so elendiglich dahinsiechen sah, und sie wendete jede Viertelstunde, welche ihr von der Pflege des Vaters übrig blieb, dazu an, um durch Näh- und Strickarbeiten so viel zu verdienen, daß sie die Krankheitskosten für den Vater zum Theil bestreiten konnte.

Die Lage verschlimmert sich.

Aber ein Unglück kommt selten allein. Der Advocat, bey welchem Bärnkopf, so lang er gesund gewesen war, gearbeitet, hatte ihm während der Krankheit den Monatsgehalt ausgezahlt, obwohl er für ihn in dieser Zeit nichts hatte leisten können. Der brave Mann starb aber plötzlich am Schlagflusse, und hatte so wenig Vermögen hinterlassen, daß er auch in einem Testamente des armen Schreibers nicht hätte bedacht seyn können.

Der Tod dieses Wohlthäters setzte den armen Bärnkopf in eine verzweiflungsvolle Lage. Er war elend und krank auf das Zimmer gebannt, und konnte nichts zu einer Zeit erwerben, wo er auf Arzeneyen und bessere Pflege, größere Ausgaben machen sollte. Er hatte seinen Gehalt verloren, und konnte auf keine

Einnahmen rechnen. Seine brave Tochter arbeitete Tag und Nacht für den Vater, konnte aber bey allem Fleiße und aller Geschicklichkeit nicht so viel verdienen, daß sie ihm nur die nothwendigsten Bedürfnisse hätte anschaffen können. Es mußte das wenige Silbergeräthe, ein Stück Kleidung und Leinenzeug nach dem anderen und alles von dem Hausgeräthe verpfändet werden, was nur immer entbehrlich war. Aber nach einigen Monathen gab es nichts mehr zu verpfänden, und als die Noth immer höher stieg, suchte Therese bey Bekannten und Freundinnen einige Gulden auszuborgen. Sie mußte dabey manches unfreundliche und bittere Wort hören, manche Abweisung sich gefallen lassen, und dennoch erhielt sie nicht so viel, als sie für die Pflege des Vaters brauchte.

Die Noth und das Elend wurden immer drückender, und Vater und Tochter wußten nicht, woher ihnen Hülfe kommen konnte. Oft lag, wenn der Vater schlief, Therese auf den Knien, und flehete unter vielen Thränen zu dem allmächtigen, gütigen Gott, daß er sich ihrer erbarmen, und ihnen in der bittersten Noth beystehen möchte.

Ein Fund.

Bärnkopf besaß noch ein Porträt seines Vaters, und ein Bronze-Arbeiter, dem er in einer Prozeß-

Angelegenheit einen wichtigen Dienst erwiesen, hatte ihm einen werthvollen Rahmen um dasselbe zum Geschenke gemacht. Bärnkopf hielt das Porträt in hohen Ehren; es war das einzige Angebenken, was er von seinem Vater noch hatte. Die Noth im Hause war aber so groß, daß er sich, wiewohl mit Betrübniß, entschließen mußte, diesen Rahmen zu verkaufen.

Therese, welche bey der Mutter des Fräuleins Ehrenhold, die Braut war, Leinwand auf Hemden zur Ausstattung derselben abholen sollte, bekam den Auftrag, einen Bilderhändler diesen Rahmen zum Kaufe anzubiethen, und ihn einzuladen, denselben in ihrer Wohnung zu besehen. Als Therese die Treppe zur Wohnung der Brautmutter hinauffstieg, fand sie auf derselben einen Arbeitsbeutel. Sie untersuchte denselben, und fand unter anderen Kleinigkeiten die Briestafche des Fräuleins Ehrenhold und ihren Trauring in demselben. Diese war kurz vorher mit ihrem Bräutigam von Besuchen bey Verwandten zu Wagen zurückgekommen, und als sie über die Treppe hinauseilte, hatte sie den Arbeitsbeutel, ohne daß sie es gewahr geworden war, verloren.

Therese, welche in der großen Noth, in der sie mit dem Vater sich befand, sich durch den Inhalt des gefundenen Beutels leicht hätte helfen können, gerieth gar nicht in Versuchung, denselben zu verhehlen.

Sie eilte in die Wohnung der Frau von Ehrenhold, um ihr ihn einzuhändigen, damit sie ihn der Tochter übergebe. Dieser Frau war Therese schon früher als ein sehr braves verlässliches Mädchen empfohlen worden, der man unbedingt Arbeit anvertrauen könne. Man hatte ihr auch gesagt, mit welchem unermüdeten Fleiße sich Therese abmühe, um so viel zu erwerben, daß ihr kranker Vater keinen Mangel leide, und daß dessen ungeachtet die größte Noth bey ihnen herrsche.

Hülfe.

Die seltene Ehrlichkeit, mit welcher Therese das gefundene Gut, mit welchem sie sich in der größten Dürftigkeit hätte helfen können, zurückgab, erwarben ihr die volle Achtung der Frau von Ehrenhold, und sie beschloß, ihr und ihrem Vater nach Kräften zu helfen. Sie gab ihr zum Lohne ihrer Ehrlichkeit ein ansehnliches Geschenk, zu welchem die Tochter und der Bräutigam eine ansehnliche Gabe befügten.

Therese weigerte sich anfangs, die Geschenke anzunehmen; denn sie wollte sich ihre Ehrlichkeit nicht bezahlen lassen. Aber endlich gab sie auf Zureden der Frau von Ehrenhold nach, und die große Noth, in welcher sie sich mit ihrem Vater befand, vermochten sie zur Annahme der Gaben.

Frau von Ehrenhold ließ es aber bey diesen Geschenken allein nicht bewenden; sie unterstützte die Tochter und den Vater noch dadurch, daß sie ihnen Lebensmittel in die Wohnung schickte. Sie veranstaltete unter ihren Freundinnen und Bekannten eine Sammlung an Geld, bey welcher die Gaben reichlich einfloßen. Ja, bey dem Hochzeitmahle der Tochter wurde auch des franken Schreibers und seiner braven Tochter gedacht; es wurden auf Aufforderung der Braut so reichliche Gaben für sie zusammengesetzt, daß sie nicht nur, was an Silbergeräthe, Kleidung und Geräthschaften verpfändet war, einlösen, das Hauswesen wieder einrichten, sondern auch eine bessere Pflege dem Vater verschaffen konnten.

An den Verkauf des Porträt-Rahmens wurde nicht mehr gedacht, worüber der Vater sehr froh war. Noch manche Unterstützung kam dem Vater Bärnkopf und seiner Tochter von der Frau von Ehrenhold und ihren Angehörigen zu; insbesondere wurde Therese von ihnen immer mit gut bezahlter Arbeit versehen.

Vater Bärnkopf lebte noch einige Jahre, litt aber immer an der Lungen sucht, konnte durch Abschreiben nur Weniges verdienen, und war auf den Erwerb seiner Tochter, die ihn mit kindlicher Liebe pflegte, und auf die Wohlthaten guter Menschen beschränkt.

Therese hatte sich durch ihr frommes Benehmen gegen den Vater, durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit einen so guten Ruf erworben, daß nach dem Tode des Vaters ein wackerer Jüngling um ihre Hand warb, mit dem sie dann in glücklicher Ehe lebte.

19. Schrecklich ist der Tod des Sünders.

Duportois wurde zu Paris in dem Jahre 1770 geboren. Damahls war in Frankreich der verhängnißvolle Zeitpunkt, in welchem freydenkende Männer, die sich Philosophen nannten, den frommen Glauben und die das Herz zu Gott erhebenden Gebräuche der katholischen Kirche anfochten, die göttliche Offenbarung abläugneten, und reine Vernunft-Religion predigten. Sie fanden unter den leichtsinnigen Franzosen viele Anhänger, und ihre Schriften wurden zahlreich gelesen. Dadurch gingen nicht nur der Glaube an Gott und göttliche Dinge, sondern auch Treue und Redlichkeit und gute Sitten verloren, und die gräßliche französische Revolution, welche immer in der Geschichte Frankreichs ein unvertilgbarer Flecken bleiben wird, wurde dadurch vorbereitet.

Duportois hatte das Unglück, frühzeitig seinen Vater zu verlieren, und kam in das Haus seines Oheims, der von der neuen Lehre über Vernunft-Religion und die natürlichen Rechte des Menschen ganz durchdrungen war. Diese falschen Philosophen hatten auch die Ansicht, daß man den Kindern in Allem freyen Willen lassen müsse, damit sich bey ihnen Geist und Körper kräftiger entwickle, und ihr Wille und Unternehmungsgeist erstärke.

So wuchs Duportois in aller Ungebundenheit auf. Als Knabe hatte er die Freyheit, das, was er wollte, und so viel und so wenig, als er Lust hatte, zu lernen. Der Oheim meinte, wenn sich sein Verstand mehr entwickle, so werde er schon einsehen, was ihm nützlich und nothwendig sey, und nachhohlen, was er versäumt habe. In der Religion erhielt der Neffe gar keinen Unterricht, weil, wie der Oheim meinte, der Verstand und die Vernunft ihm in der Folge hinlänglich Aufklärung geben würde, was er von Gott und göttlichen Dingen glauben sollte. Auch wurde Duportois niemahls zum Gebethe und Besuche der Kirchen, um dem Gottesdienste beyzuwohnen, angehalten; aber man gab ihm Bücher in die Hände, welche im Geiste der Aferphilosophen über Religion, frommen Glauben und gottesdienstliche Handlungen spöttelten, und das religiöse Gefühl unter-

drückten. Im Thun und Lassen ließ man dem Knaben freyen Willen, und er wuchs in Unwissenheit und Ungebundenheit als ein Naturmensch auf.

Ewig Schade, daß seine von Natur aus guten Anlagen in der Jugend zum Theile gar nicht, zum Theile in falscher Richtung ausgebildet wurden, und wie sehr müssen es Kinder den Aeltern danken, daß sie von denselben eine sorgfältige Erziehung genossen haben.

Französische Revolution.

Als Duportois das Jünglingsalter erreicht hatte, brach die französische Revolution aus, wo das Volk, durch die Aferphilosophie irre geleitet, gegen den König, gegen die Landesgesetze, gegen den Adel und die Geistlichkeit sich auflehnte, Freyheit und Gleichheit unter allen Ständen erzwingen, und die Religion, welche ihr frevelhaftes Treiben mißbilligen mußte, unterdrücken wollte.

In diesem Volksaufstande, welcher sich von Paris aus bald über ganz Frankreich verbreitete, wurden unzählige und unmenschliche Grausamkeiten begangen, von denen die Geschichte kaum Beyspiele aufzuweisen hat. Wer zum Hofstaate des Königs gehörte, und demselben treu anhing, die Adeligen und die Priester und alle rechtlichen und gutdenkenden Männer,

wurden mit bitterem Hasse verfolgt, in das Gefängniß geführt, und oft ohne Verhör hingerichtet. An einem einzigen Tage wurden bey einem Volksaufstande Tausende unschuldig dahin geschlachtet.

Wer den Verfolgungen entgehen wollte, mußte außer Landes fliehen, und wer auf der Flucht ertappt wurde, hatte den gewissen und grausamen Tod zu erwarten. Die Nachstellungen geschahen so heimlich, daß Adelige, welche, weit entfernt von der Hauptstadt, auf ihren Schlössern wohnten, bey der Nacht überfallen, und zum Tode fortgeschleppt wurden. Die Volkswuth ging so weit, daß der König, die Königin und die königliche Familie in den Kerker geworfen und öffentlich hingerichtet wurden.

Grausamkeit.

Duportois war einer der ersten, der sich dem Volksaufstande anschloß, und einer der thätigsten in Verfolgung des Adels, der Geistlichkeit und der Gutgesinnten. Wie eine Schlange schlich er in der Hauptstadt herum, um jene auszukundschaften, welche, um den Verfolgungen zu entgehen, sich verborgen hatten, oder die Flucht ins Ausland vorbereiteten. Mit teuflischer Bosheit machte er die Anzeige davon an die Revolutions-Männer, welche die Regierung an sich

gerissen hatten, und both sich an, zur Gefangennehmung derselben thätigst mitzuwirken.

Dadurch hatte sich Duportois den Wütherichen, welche an der Spitze der Volksregierung standen, so sehr empfohlen, daß sie ihn zu ihrem Abgeordneten ernannten, und ihm eine hinlängliche Zahl Polizey-Leute mitgaben, um die als verdächtig Bezeichneten gerichtlich einzubringen.

In dieser Amtsgewalt beging Duportois unmenschliche Grausamkeiten. Wie ein blutdürstiger Spürhund durchzog er das Land. Wer ihm nur im mindesten verdächtig erschien, wurde gefangengenommen und dem Revolutions-Gerichte zugeschickt. Die edelsten Männer riß er aus dem Schooße ihrer Familien; er achtete nicht auf die Bethuerungen der Unschuld, auf die Thränen und das Wehklagen der Frauen und Kinder.

Oft überfiel er einen Adeligen bey der Nacht, riß ihn aus dem Bette, und führte ihn mit sich fort. Die Priester zog er von den Altären weg, entweichte frevelhaft die Tempel Gottes, und achtete nicht auf das Wehklagen der christlichen Gemeinde, welcher er den frommen Seelenhirten grausam entriß.

Wer sich vor ihm durch die Flucht zu retten suchte, und den seine Waffe noch erreichen konnte, wurde grausam gemordet.

Zu allen diesen Unthaten, vor welchen das menschliche Gefühl zurückschaudert, verleiteten den herzlosen Duportois nicht nur seine schlechten Grundsätze, der Mangel an allem menschlichen und religiösen Gefühle und das böse Beyspiel anderer, sondern auch die Habsucht, die Mutter so vieler Laster. Bey der Gefangennehmung eines unschuldigen Opfers wurden immer dessen Papiere, Schränke, Kästen und Cassen unter dem Vorwande, verdächtige Briefe, Schriften und Gelder zu finden, durchsucht, und was vom Werthe sich vorfand, mitgenommen, und zum Nutzen der Volksregierung eingezogen. Aber Duportois eignete sich bey diesen Durchsuchungen das Meiste davon zu; einen Theil desselben theilte er unter seine Blutgehülfsen aus, damit sie ihn nicht verriethen; das Wenigste lieferte er an die Regierung ab.

Verbrechen auf Verbrechen.

Durch diese unmenschliche Plünderung unschuldiger Familien erwarb sich Duportois ein großes Vermögen. Als er reich geworden war, wurde er seines grausamen Handwerkes müde, und wollte sein unrecht Erworbenes ruhig genießen.

Aber unrecht Gut thut niemahls gut. Durch seinen Reichthum selbst wurde Duportois der Volksregierung verdächtig, und man ging damit um, ihn

gerichtlich wegen unterschlagener Gelder zu verfolgen.

Duportois erfuhr dieses noch zu rechter Zeit, und ergriff die Flucht. Es gelang ihm die Schweiz zu erreichen, und von da zog er nach Deutschland. Er nahm einen anderen Namen an, gab sich für einen königlich Gesinnten aus, der, um den Nachstellungen in Frankreich zu entgehen, außer Land sich hatte flüchten müssen, und lebte von seinem geraubten Gelde in Saus und Braus. Duportois zog dann nach Deutschland, besuchte die Badeorte, und errichtete dort eine Spielbank.

Anfangs erging es ihm mit derselben gut. Er gewann ansehnliche Summen, aber das Glück wendete sich; er verlor durch längere Zeit, und kam in seinen Vermögensumständen weit herab. Ein Gauner und Falschspieler, der dieses gesehen hatte, verband sich mit ihm, und durch ihre Betrügereyen beym Spiele gewannen sie wieder beträchtliche Summen. Aber ihre Gaunerstreiche wurden entdeckt, sie gefänglich eingezogen, und ihnen ihre Gelder abgenommen.

Doch wußte Duportois mehrere Ducaten so bey sich zu verbergen, daß sie nicht aufgefunden werden konnten. Mit einigen derselben bestach er einen Kerkerknecht, der ihm zur Flucht verhalf.

Duportois irrte einige Zeit ohne bestimmtem

Aufenthalte herum, und verbrauchte die Baarschaft, welche er mit aus dem Gefängnisse gerettet hatte. Er gerieth dann in die dürftigsten Umstände, machte Bekanntschaft mit einem Räuberhauptmanne, und schloß sich der Bande desselben an. Er wurde eines der verwegenen Mitglieder derselben, und zeichnete sich besonders durch Schlaubeit im Auskundschaften, wo ein Raub zu finden sey, und in Entwerfung des Planes zur Ausföhrung desselben aus.

Lang hatte Duportois sich mit dieser Räuberbande herumgetrieben, und viele Grausamkeiten mit derselben verübet, als man ihr auf die Spur kam, und sie verfolgte. Um eine geringere Strafe sich zu erwirken, als erfolgte, wenn er mit den Räubern gefänglich eingezogen würde, trennte er sich heimlich von der Räuberbande, und gab ihre Schlupswinkel an. Sie wurde ergriffen und ihr der Prozeß gemacht. Duportois, der auch, um gegen die Räuber auszusagen, im Gefängnisse zurückbehalten wurde, kam mit einer zwenjährigen Strafzeit im Zuchthause davon; die anderen Räuber mußten ihre Verbrechen durch längeres Gefängniß im Strafause büßen.

Duportois wird Soldat.

Als Duportois der Haft entlassen wurde, trieb er sich einige Zeit in Deutschland herum, und

suchte einigen Erwerb. Er hatte aber nichts gelernt, und war die Arbeit nicht gewohnt. Er gerieth in die drückendste Noth, und dabey auf den unglücklichen Gedanken, durch einen gewaltsamen Tod sich das Leben zu nehmen. Um nicht vor Hunger zu sterben, nahm er bey einem deutschen Regimente als gemeiner Soldat Kriegsdienste.

Das Soldatenleben und der Zwang, welcher bey demselben herrschte, wollte ihm gar nicht gefallen, und er faßte den Entschluß, bey einer sich ereignenden Gelegenheit zu entlaufen. Als die Heeresabtheilung, bey welcher sein Regiment stand, gegen den Feind vorrückte, ging er zu demselben über, und verrieth ihm die Stellung des österreichischen Heeres. Da er einen fremden Nahmen angenommen, und ganz falsche Lebensumstände erdichtet hatte, täuschte er die Franzosen, seine Landsleute, zu denen er übergegangen war, daß sie ihn nicht erkannten.

Da Duportois schlau und verwegen war, so wurde er in dem französischen Heere bald zum Unter-Officiere befördert, und wie das Heer vorrückte, fand er wieder Gelegenheit zu rauben und zu plündern, wobey er die friedlichen Bewohner des Landes grausam mißhandelte. Er fühlte sich in seiner Lage wieder glücklich, und trieb sein wüstes Leben wie früher fort.

Duportois wird verwundet.

Doch das Maß seiner Verbrechen mußte endlich voll werden. Die göttliche Gerechtigkeit schreitet oft langsam zur Vergeltung; aber Gottes strafende Hand erreicht gewiß den Sünder.

Duportois erhielt in der Schlacht eine Kugel in den Unterleib, und wurde an beyden Armen verwundet. Er sank ohnmächtig dahin, blieb in seinem Blute liegen und gerieth dadurch in österreichische Gefangenschaft. Als man nach geendigter Schlacht die Todten zu begraben ansing, fand man an ihm noch einige Zeichen des Lebens und er wurde ins Spital gebracht. Ein Arzt untersuchte seine Wunden, und fand sie wohl gefährlich; aber er gab nicht die Hoffnung auf, daß sie noch geheilt werden könnten.

Er fing an die Kugel aus dem Unterleibe herauszuziehen, und die Wunden an den Armen zu verbinden. Duportois litt dabey unsägliche Schmerzen, und verfluchte das Schicksal, welches ihn in diese Lage gebracht hatte. Er verfiel in ein Wundfieber, welches ihn dem Tode nahe brachte. Als er aus demselben erwachte, brach er wieder in Lasterungen über Gott und alles Heilige aus, und geberdete sich wie ein Verzweifelter.

In dieser Aufregung war auf keine Genesung zu

hoffen, und der Arzt schickte ihm einen Priester zu, der ihn durch die Trostgründe der Religion zu Besinnung bringen und beruhigen sollte. Aber Duportois wollte von ihm nichts sehen und hören. Aber endlich gelang es dem Priester doch, durch seine salbungsvolle Zusprache sich bey ihm Gehör zu verschaffen, ihn von dem Daseyn Gottes, von seiner Weltregierung, von seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit zu überzeugen.

Das Lebensende.

Duportois, der wohl fühlte, daß er dem Tode nahe sey, wurde bey den Worten des Priesters von einem Schauer ergriffen, und als derselbe von der Unsterblichkeit der Seele, von der Belohnung und Strafe nach dem Tode sprach, bemächtigte sich des Leidenden eine große Angst, die ihn zittern machte, wenn er an sein voriges lasterhaftes Leben dachte. Dasselbe stellte sich ihm in seiner ganzen Verworfenheit und Schändlichkeit dar, und die Reue fing sich zu regen an.

Diese Gemüthsstimmung benützte der fromme Priester, um ihm Gottes unendliche Güte und Barmherzigkeit darzustellen. Duportois wollte auf dieselbe kaum mehr hoffen und vertrauen; denn seine Sündenlast war zu groß und zu gräßlich, als daß er

sich auf Vergebung seiner schweren Verbrechen zu hoffen getraute.

Schrecklich war der Kampf in den letzten Stunden seines Lebens zwischen Verzweiflung, Reue und Hoffnung. Die begangenen Verbrechen und die Gottesvergessenheit, in welcher er sein ganzes Leben zugebracht hatte, erfüllten ihn mit Angst und Schrecken, wenn er an den Tod, das Gericht und die ewigen Strafen dachte; er verwünschte sein lasterhaftes Leben, welches ihn in diese fürchterliche Lage gebracht hatte, doch die trostreichen Worte des Priesters flossen wie heilsamer Balsam in sein schwer verwundetes Herz. Die unruhigende Gemüthsbewegung erschöpfte endlich seine Kräfte, und er fühlte, daß der Tod ihn bald von seinen Seelenleiden befreyen werde. Er ergriff ein Kreuzbild, drückte es an seine sündhafte Brust, erhob die Augen gegen Himmel, indem er leise sprach: „Barmherziger Gott, erbarme dich meiner, verstoß mich großen Sünder nicht!“ und verschied mit allen Anzeichen der bittersten Reue.

Seine ganze Lebensgeschichte hatte er schon früher dem Priester in ihrer ganzen Verworfenheit erzählt, und sich einer Verzweiflung hingegeben, die sich auf Gottes Barmherzigkeit kaum mehr zu hoffen getraute.

20. Eine brave Tochter.

Der Weber Bierman war schon dadurch in eine sehr kümmerliche Lage versetzt worden, daß seine Frau erblindete, und sein Sohn an den Skropheln litt, welche Geschwüre erzeugten, und ihn an einem Arme lähmten. Der arme Weber konnte kaum so viel erwerben, als er zum Unterhalte der Seinigen brauchte.

Er hatte eine sechszehnjährige Tochter, Namens Eva, die aber, da sie von schwachem Körperbaue war, zum Abhaspeln des Webergarnes, zum Spuhlen und Zwirnen desselben verwendet wurde, zugleich die Näharbeit, die Küche und die kleine Haushaltung besorgte, während der Vater fleißig am Weberstuhle arbeitete.

Aber der arme Weber erkrankte, konnte durch mehrere Wochen nichts verdienen, und große Noth riß im Hause ein. Darüber weinte Eva bittere Thränen, und sie wußte nicht zu rathen noch zu helfen. Die alte Kunigunde, welche die brave Weberfamilie manchmahl besuchte, traf Eva eines Tages in größter Betrübniß an, und diese klagte ihr die Noth, in welcher sie sich mit den Ihrigen befand.

Kunigunde, eine arme, aber herzensgute

Frau, rieth ihr, bey dem Hausbaue in der Nähe ihrer Wohnung das Tagwerk zu arbeiten, wodurch sie wenigstens so viel Taglohn erwerben könne, daß sie Brot und Erdäpfel für ihre Aeltern und ihren Bruder ankaufen könne. Kunigunde both sich dabey an, in Eva's Abwesenheit den Vater zu pflegen, und das kleine Hauswesen zu besorgen.

Lohn der kindlichen Liebe.

Eva befolgte diesen Rath, arbeitete um das Taglohn bey dem Gebäude; aber bey ihrem schwachen Körperbaue kam ihr diese Arbeit so schwer an, daß sie oft unterliegen zu müssen glaubte. Sie bekam Blasen an den Händen, welche sich öffneten, und da sie die Arbeit nicht aussetzen durfte, so floß endlich Blut aus den wunden Stellen der Hände, welches an dem Schiefekarren, mit dem sie Steine, Ziegel und Mörtel den Maurern zuführte, kleben blieb. Doch die großen Schmerzen, welche sie dabey litt, und die Kraftlosigkeit, welche durch die Erschöpfung der Kräfte bey dieser ungewohnten und anstrengenden Arbeit sie befiel, konnten die brave Tochter nicht abhalten, sie fortzusetzen.

Der Bauherr hatte schon immer die Anstrengungen dieses schwachen Mädchens mit Vergnügen gesehen; er wurde endlich das Blut gewahr, welches

an dem Schiebefarren klebte, und rieth ihr, die Arbeit lieber so lange auszusetzen, bis die Wunden an den Händen wieder geheilet wären. Eva gestand ihm, daß sie so anhaltend arbeiten müsse, um einen kranken Vater, eine blinde Mutter und einen siechen Bruder zu ernähren.

Der Bauherr bewunderte diese Aufopferung aus kindlicher Liebe, und er wurde mit Achtung gegen dieses brave Mädchen erfüllt, als er sich von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt hatte. Er unterstützte die brave Weberfamilie mit Geld und Lebensmitteln, daß sie keine Noth mehr leiden durfte, und versah Eva mit Näharbeit, damit sie ihre Kräfte schonen und die Wunden an ihren Händen heilen konnte. Er zog genaue Erkundigungen über diese arme Familie ein, welche so vielseitiges und schweres Unglück betroffen hatte, und er hörte nur Gutes und Lobenswerthes von ihr.

Da er dieselbe auch öfters besuchte, lernte er den Weber Bierman als einen rechtschaffenen, grundehrlichen und gottesfürchtigen Mann kennen, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Aus Achtung für den braven Mann sorgte der gute Bauherr für Arzt, Arznei und bessere Pflege des Kranken, die so gut wirkten, daß er allmählig genas. Als das Haus vollendet war, gab der Bauherr dem braven Weber eine

Wohnung in demselben, und ernannte ihn zum Aufseher über dasselbe, wodurch dieser eine gute Versorgung erhielt. Alles dieses hatte die kindliche Liebe der guten Tochter bewirkt.

21. Die Flüchtlinge.

Durch den Pariser Frieden war im Jahre 1814 das Herzogthum Warschau und ein großer Theil des ehemaligen Königreiches Polen an Rußland gekommen. Die Polen wünschten immer ein selbstständiges Königreich Polen wieder errichten zu können. Schon deswegen war ihnen die russische Oberherrschaft lästig, und der Plan, sich derselben zu entledigen, wurde in Geheim durch längere Zeit vorbereitet, bis im Jahre 1830 die Polen sich gewaltsam erhoben, um ihre Freyheit zu erkämpfen.

Stanislaus Tobaski, ein begüteter Edelmann, war einer der Ersten, welcher zu den Waffen griffen. Er hatte unter Napoleon in der polnischen Legion gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht, und sich nach dem Pariser Frieden mißmuthig über die neue Oberherrschaft auf seine Besitzungen zurück-

gezogen, wo er in stiller Ruhe lebte, bis ihn der Aufstand in Warschau gegen die Russen zu den Waffen rief. Er sammelte auf seinen Besitzungen Mannschaft, bewaffnete sie, stellte sich als Anführer an die Spitze, und stieß mit derselben zu dem Heere der Aufrührer.

Lange währte der Kampf gegen die Russen; viele und blutige Schlachten wurden mit abwechselndem Glücke geliefert, nahmenloses Elend im Lande verbreitet, und endlich mußten die Polen, wie es vorauszusehen war, der Uebermacht der Russen unterliegen. Eine Heeresabtheilung wurde auf preussisches Gebieth zurückgedrückt; eine andere flüchtete sich in das österreichische Galizien, wo alle wehrhafte Mannschaft entwaffnet, und weiter ins Innere des Landes abgeführt wurde.

Die Russen übten eine große Strenge an den Aufrührern und ihren Angehörigen. Viele wurden nach Sibirien verbannt, und ihre Güter eingezogen. Jenen, welche sich außer Land geflüchtet hatten, wurde die Rückkehr versagt, und zulezt nach Amerika geschickt, wo sie, in weiter Entfernung und getrennt von dem Vaterlande und ihren Angehörigen, allen Ungemächlichkeiten des Lebens ausgesetzt waren, und sich den nothdürftigen Unterhalt auf eine mühsame Art suchen mußten. Diese ungewöhnliche Strenge gegen

die Aufrührer, unter welchen es auch viele junge Leute aus guten Familien gab, milderte endlich die russische Regierung dadurch, daß sie jenen, welche durch Ueberredung und Verführung verleitet wurden, den Aufrührern sich anzuschließen, und Reue bezeugten, auf ihr Ansuchen die Rückkehr ins Vaterland gestattete, und ihnen Verzeihung angedeihen ließ.

Bedrängte Lage.

Stanislaus Tobaski fiel in einer Schlacht, welche die Aufrührer der Russen lieferten. Durch seinen Tod wurde die Gattinn, eine vortreffliche Frau, in die größte Betrübniß gesetzt. Sie hatte den Gemahl gewarnt und inständigst gebethen, daß er sich nicht den Aufrührern anschließen sollte, weil sie die traurigen Folgen berechnen konnte, welche daraus für ihn und seine Familie entstehen würden; denn es war leicht vorauszusehen, daß das Heer der Aufrührer von der Uebermacht der Russen bald würde erdrückt werden, wie es auch in der Folge geschah. Die treue Gattinn beweinte mit ihrem achtzehnjährigen Sohne, einem wackeren Jünglinge, mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Katinka, mit der jüngeren, Emma, und dem achtjährigen Sohne Ladislaus mit vielen Thränen den frühzeitigen Tod des Gatten und Vaters. Es lebte damahls auch noch ihre Mutter, an

deren Herz sie ihre Klagen über das große Unglück, welches sie betroffen hatte, ausgießen konnte.

Noch war sie im ruhigen Besitze ihrer Güter; denn der Kriegsschauplatz war noch weit entfernt. Aber das russische Heer drang unaufhaltsam immer weiter vor, drückte die Aufrührer zurück, und eine einzige gewonnene Schlacht konnte das feindliche Heer in die Nähe des Schlosses bringen, in welchem die durch den Tod ihres Gatten tiefgebeugte Frau mit ihrer Familie wohnte.

Nun war sie in dieser Gegend nicht mehr sicher, sie mußte das Schlimmste fürchten und konnte voraussehen, daß ihr kein Ort im Königreiche Polen bey den siegreichen Fortschritten der Russen eine sichere Zufluchtsstätte geben werde. Die Lage der armen Frau war um so bedenklicher, da ihr Gatte den Aufrührern sich angeschlossen hatte, und im Kampfe gegen die Russen gefallen war.

Flucht.

Die geängstigte Frau raffte alles vorräthige Geld, das Gold- und Silbergeschmeide und was auf der Flucht leicht fortzubringen war, zusammen, und reiste mit ihrer Familie in einem Wagen, der mit vier flinken Pferden bespannt war, in der Nacht gegen die Gränzen Galiziens ab, wo sie einen sicheren Auf-

enthaltort zu finden hoffte. Aber schon machten herumstreichende Russen, welche, um den Einwohnern Schrecken einzujagen, und die Stellungen und Zahl der Aufrührer auszukundschaften vorgeschoben worden waren, alle Straßen und Wege unsicher. Der Wagen der Frau *Tobaska* wurde von einem solchen Streif-Corps auf dem Wege angehalten, und rein ausgeplündert. Alle mußten froh seyn, daß man ihnen noch Pferde und Wagen gelassen hatte, und sie ohne Wunden und mit dem Leben davon gekommen waren.

Die Frau *Tobaska* hatte aus Vorsicht in einem kleinen Beutelchen fünfzig Stück Ducaten auf dem bloßen Leibe verborgen, und ihrer Mutter eben so viele gegeben. Diese hundert Ducaten allein blieben ihr auf die Reise für sich und die Ihrigen, weil sie von den Plünderern nicht entdeckt worden waren; alles Uebrige von Werth, welches sie durch die Flucht zu retten gesucht hatte, wurde denselben zur Beute.

Die Frau *Tobaska* erreichte mit ihrer Familie ohne weiteren Nachtheil die Gränzen Galiziens. Sie ließ sich in einem kleinen Landstädtchen nieder, verkaufte Wagen und Pferde, und wartete hier ruhig ab, wie sich die Angelegenheiten in ihrem Vaterlande gestalten würden. Nachdem aber die Russen immer siegreich vordrangen, und die Aufrührer gegen die

Gränzen Galiziens weiter zurückdrängten, erhielt die Frau Tobaska die Weisung, daß sie sich mit den Ihrigen tiefer ins Land zurückziehen sollte. Sie hatte nach und nach mehrere Orte zu ihrem Aufenthalte gewählt, zog endlich nach Preussisch-Schlesien, und ließ sich in Breslau nieder, wo sie Verwandte zu finden hoffte; denn sie stammte aus dieser Stadt, indem in derselben ihre Großältern gelebt hatten.

Guter Vorsatz der Kinder.

Durch dieses Herumwandern und die Verpflegung der zahlreichen Familie war die Baarschaft, welche die Frau Tobaska von den Plünderern gerettet hatte, schon größten Theils erschöpft, als sie mit den Ihrigen in Breslau ankam. Die Verwandten, welche sie in der Hauptstadt Schlesiens anzutreffen gehofft hatte, waren theils gestorben, theils in entferntere Gegenden gezogen.

Die Frau Tobaska war sehr in Sorgen für die Zukunft, wie sie ihre Familie werde ernähren können, weil ihre Baarschaft schon zu Ende ging. Da sie eines Tages ihren Kummer der Mutter und den Kindern mittheilte, tröstete sie Sigismund, der älteste Sohn, indem er sagte: »Seyen Sie ruhig wegen der Zukunft; Gott wird uns helfen. Ich und meine Schwester haben so viel gelernt, daß es uns

nicht schwer werden soll, so viel zu erwerben, als wir alle zu unserem Unterhalte brauchen. Wenn wir auch unsere Bedürfnisse sehr beschränken müssen, so wird uns mit Gottes Hülfe doch nie das tägliche Brot fehlen."

Alle Geschwister stimmten dem Bruder bey, und gelobten, ihre Kräfte zu vereinigen, und unermüdet zu arbeiten, um die Mutter, die Großmutter und sich zu ernähren. Diese Beyden wurden durch das fromme Bündniß der Kinder bis zu Thränen gerührt, zogen sie an ihre Brust, küßten und segneten sie, und sagten, daß Gott sie für ihre kindliche Liebe belohnen werde. Die Kinder wurden dadurch in ihrem guten Vorsatze nur mehr bestärkt.

Der Bruder Sigismund sprach die französische Sprache so geläufig und richtig, wie ein geborner Franzose, auch schrieb er sie ohne Fehler. Nebstbey zeichnete er gut, und mahlte Portraite, die ihm mehrentheils gelangen. Durch Unterricht in der französischen Sprache und im Zeichnen, wie auch durch Portrait-Mahlen, hoffte er einen Erwerb zu finden.

Katina, die ältere Tochter, war in allen Gattungen Näh-, Strick- und Stickerarbeit sehr geschickt, und dabey unermüdet fleißig, so daß sie hoffen konnte, auch sie werde durch Verfertigung derselben zum Unterhalte der Familie beytragen können. Emma, die

jüngere Schwester, konnte ihn dabey gut zur Hand gehen, und Ladislaus, der jüngste Sohn, hatte schon früher zum Zeitvertreibe gelernt, aus Pferdehaaren Ringe, Armbänder, Beutelschen und andere Kleinigkeiten zu flechten, denen er sehr geschickt Buchstaben und Rahmen einzuweben wußte. Diese Beschäftigung konnte auch immer etwas eintragen. Die Kinder und Mütter sahen ein, daß sie durch ihr gemeinschaftliches Bemühen so viel werden erwerben können, daß sie nicht darben dürften.

Selbstverläugnung.

Aber ihrem guten Vorsatze stellte sich ein großes Hinderniß entgegen. Es fehlte ihnen in der großen Stadt, wo sie als Fremdlinge angekommen waren, an Bekanntschaft, von der sie Beschäftigung und Arbeit erhalten konnten. Da entschloß Katinka sich zu einem Schritte, welcher ihrem engelreinen Herzen und ihrer kindlichen Liebe eben so viele Ehre brachte, als sie sich dabey selbst verläugnen und sich manche Demüthigung mußte gefallen lassen, der aber mit glücklichem Erfolge belohnt wurde. Sie ging ohne Vorwissen der Mutter, Großmutter und Geschwister in der Stadt von Haus zu Haus, von Thür zu Thür, und bath um Beschäftigung für ihren älteren Bruder, und um Arbeit für sich und ihre Schwestern. An

mancher Thür wurde sie schnöde abgewiesen, und man unterlegte ihrem Begehren ganz andere Beweggründe. Von Anderen mußte sie erniedrigende Worte hören, die sie eine vornehme Bettlerin nannten, die an die Thüren sich schleiche, um unter erdichteten Umständen Almosen zu erpressen. Wieder Andere lächelten höhniſch über ihr Anerbieten, und bedeuteten ihr, daß sie lieber in einen Dienst gehen sollte, in welchem sie immer Arbeit und Brot finden werde.

Katinka kam aber bey diesem Herumwandern auch zu Frauen, denen sie sich schon durch ihr offenes, ehrliches Gesicht und ihre gebildete Sprache, die aus einem frommen Herzen zu kommen schien, empfahl, und die sie theilnehmend anhörten. Das war ein Balsam für ihr wundes Herz. Katinka wußte die Umstände, in welchen sie sich mit ihrer Mutter, Großmutter und ihren Geschwistern befand, so rührend darzustellen, daß sie Mitleid erregte, und ihr manche wohlthätige Gabe von guten Frauen angebothen wurde, welche sie ablehnte, indem sie sagte, daß sie nur gekommen sey, um Arbeit zu suchen, sich aber nie so weit erniedrigen werde, Almosen anzunehmen, so lange sie durch dieselbe noch etwas werde erwerben können. Durch dieses edle Selbstgefühl gewann sie noch mehr das Wohlwollen dieser guten Frauen, und sie versahen sie mit Arbeit.

Erwerb.

Die Arbeiten, welche der guten Tochter von wohlwollenden Frauen anvertraut wurden, verfertigte sie mit ihrer Schwester in der festgesetzten Zeit sehr nett und um einen billigen Preis. Sie wurde von der Frau den Freundinnen und Bekannten empfohlen, und es fehlte der guten Katinka und ihrer Schwester nie mehr an Beschäftigung. Wenn sie verfertigte Arbeit den Kunden zurücktrug, so vergaß sie nie, von ihrem älteren Bruder zu sprechen, der Unterrichtsstunden in der französischen Sprache und im Zeichnen suchte, und auch im Portrait-Mahlen geübt sey. Es gelang ihr, Beschäftigung für den Bruder aufzufinden, der damit so viel erwarb, daß er ein Bedeutendes zum Unterhalte der Familie beytragen konnte.

Auch die Ringe, Armbänder und Körbchen, welche der jüngste Bruder Ladislaus verfertigt hatte, nahm Katinka zu den Kunden mit, und both sie zum Verkaufe an, wodurch dem Haushalte wieder mancher Groschen zusloß, und sie erhielt Bestellung auf neue Ringe mit angegebenen Buchstaben und Nahmen, welche Ladislaus zur Zufriedenheit der Besteller verfertigte, und für die er den bedungenen Lohn erhielt.

Auf diese Art und durch die unermüdete Betrieb-

samkeit der Kinder vermehrte sich der Erwerb der Familie Tobaski nach und nach so sehr, daß sie nicht nur keine Nahrungsorgen mehr haben durfte, sondern sich auch manche Annehmlichkeit des Lebens verschaffen konnte.

Die Mutter dankte Gott, daß er ihr so gute Kinder gegeben hatte, die mit so vieler Liebe und Hingebung für ihren und der Großmutter Unterhalt sorgeten, und wurde mit ihrer Lage immer mehr zufrieden. Die Kinder freueten sich, daß ihnen ihr Bemühen, die Mutter und Großmutter zu ernähren, gelang, und sie bathen Gott täglich, daß er ihre Kräfte erhalten und stärken möchte, um fortsetzen zu können, was sie mit so glücklichem Erfolge begonnen hatten.

Die Mutter, welche sich im Kreise ihrer Familie schon glücklich fühlte, konnte aber ihr Vaterland und die glücklichen Umstände, in welchen sie früher gelebt hatte, nicht ganz vergessen, und diese Rück Erinnerung erfüllte manchemahl ihr Herz mit Behmuth, und störte ihr stilles häusliches Glück. Sie konnte kaum mehr hoffen, daß sie in ihr Vaterland jemahls werde zurückkehren dürfen. Auch waren ihre Besitzungen in Pohlen von der russischen Regierung schon eingezogen worden, weil ihr Gatte so thätigen Antheil an dem Aufstande genommen, und selbst in den Reihen

der Empörer gedient hatte. Es schmerzte sie tief in die Seele, wenn sie daran dachte, daß ihre Kinder, die eine so glänzende Zukunft in Polen zu erwarten gehabt hatten, jetzt, weit entfernt von ihrem Vaterlande, in unbeachteter Zurückgezogenheit sich Tag und Nacht abmühen mußten, um nur den täglichen Unterhalt zu erwerben, und daß wenig Hoffnung auf Aenderung ihres Schicksales mehr übrig sey.

Erwerb des Ladislaus.

Zwey Jahre hatte die Familie Tobaski in stiller Zurückgezogenheit in Breslau verlebt, ohne daß sich in ihren Umständen etwas geändert hätte. Sigismund, der älteste Bruder, hatte sich als französischer Sprachmeister und Zeichnungslehrer einigen Ruf erworben, und sein Unterricht wurde gut bezahlt. Katinka arbeitete mit Emma fleißig an dem Nähnische und dem Sticrahmen. Emma hatte ihre ältere Schwester an Geschicklichkeit und Fertigkeit in diesen Arbeiten fast eingehohlt. Es fehlte ihnen nie mehr an Kunden, und sie hatten manchmahl mehr bestellte Arbeit, als sie in der festgesetzten Zeit liefern konnten. Ladislaus, der jüngste Bruder, übte sich unter Anleitung des älteren in der französischen Sprache und im Zeichnen, wozu er viel Anlage zeigte. In den freyen Stunden machte er aus Pferdehaaren Geslechte.

Da Sigismund manchmahl Portraite mahlte, kam Ladislaus auf den Gedanken, aus schwarz gefärbtem Papiere Gesichter im Schattenbilde auszuschnneiden, und da ihm die ersten Versuche gelangen, übte er sich darin immer mehr und mehr, so daß man an seinem Schattenbilde (Silhouette) die Person sogleich erkannte, deren Gestalt er aus Papiere ausgeschnitten hatte. Er brachte es in dieser Art der Schattenbilder zu großer Fertigkeit, und in einigen Minuten war eines fertig. Er erwarb sich damit manches Geschenk, und wurde in Familien gerufen, wo er alle Glieder derselben abbilden mußte.

Seine Bilder wurden insbesondere für Stammbücher (Album) gesucht, und wer in jenes des Freundes oder der Freundin einige Zeilen einschrieb, gab auch gern sein von Ladislaus gefertigtes Schattenbild, das nur ein paar Groschen kostete, dazu. Durch diesen Erwerb konnte Ladislaus schon etwas Nahmhafstes zur Haushaltung beytragen, so daß die Frau Tobiaska durch die Betriebsamkeit ihrer Kinder nun aller Nahrungsorgen enthoben war.

Sigismund erkrankt.

Aber die Ruhe dieser guten Familie wurde auf eine schmerzliche Art gestört. Der ältere Bruder Sigismund erkrankte schwer. Er hatte sich durch über-

mäßige Anstrengung bey dem Unterrichte, den er von sieben Uhr Morgens bis spät in die Nacht ertheilte, ein Nervenfieber zugezogen, welches ihn dem Tode nahe brachte.

Die Mutter und Schwestern wendeten alles auf, um den Schwerkranken zu pflegen. Auf Aerzte und Arzeneyen wurde der letzte Groschen ausgegeben, und alle wollten lieber entbehren, und Tag und Nacht sich abmühen, wenn nur der geliebte Sohn und Bruder gerettet würde.

Oft lagen die Großmutter, die Mutter und die Geschwister auf den Knien, und fleheten zu Gott, daß er Sigismund, die Stütze der ganzen Familie, von der großen Gefahr erretten und bey'm Leben erhalten möchte.

Lange wollte die Krankheit den angewendeten Arzneymitteln und der sorgfältigen Pflege nicht weichen; lange waren alle von Schmerz und Kimmerniß um den geliebten Kranken niedergedrückt; endlich nach vier langen Wochen erklärte der Arzt, daß die Krankheit sich gebrochen habe, und Hoffnung zur Genesung des Kranken da sey.

Diese Nachricht erfüllte Alle mit hehrer Freude, und sie dankten Gott, daß er ihr Gebeth erhöret, sich des armen Bruders erbarmet, und ihn aus der Todesgefahr errettet habe. Sie verdoppelten nun die Sorge

für die Pflege des Kranken, der sich von Tag zu Tag besserte. Nach vierzehn Tagen konnte Sigismund schon das Bett verlassen; aber er war durch die anhaltende schwere Krankheit so geschwächt worden, daß er kaum gehen konnte. Es vergingen noch zwey Monathe, bis er so weit hergestellt war, und hinlängliche Kräfte hatte, den Unterricht wieder anzufangen.

Zusammenwirken der Geschwister.

Die Krankheitskosten für den Bruder Sigismund hatten den letzten Groschen aufgezehrt. Durch beynah vier Monathe konnte er nichts erwerben, und hierdurch war der größere Theil der Einkünfte zur Bestreitung des Hauswesens verloren gegangen. Auch hatten mehrere Schüler, weil die Krankheit und Genesung des Bruders Sigismund zu lange dauerte, sich einen anderen Sprach- und Zeichnungslehrer gewählt, wodurch es geschah, daß sein Erwerb durch Unterrichtsstunden anfangs wieder gering war, weil er wenig Schüler hatte.

Die Familie Tobascki kam dadurch in so bedrängte Umstände, daß sie Geld zur Bestreitung des Haushaltes borgen, und endlich Kleidungsstücke und was nur immer entbehrlich war, verpfänden oder verkaufen, und das Hauswesen auf die unentbehrlichsten

Bedürfnisse beschränken mußte. Diese Entbehrungen ließen sich Alle willig gefallen, weil nur der Bruder gerettet war.

Katinka und Emma strengten alle Kräfte an, um mehr als gewöhnlich zu erwerben. Sie arbeiteten oft bis Mitternacht, und die Mutter mußte sie von diesen Anstrengungen abmahnen, weil sie für ihre Gesundheit befürchtete. Jedes that das Seinige, um dem Wohlstande, in welcher sich die Familie befand, abzuhelfen, und sie betheten zu Gott, daß er ihre Kräfte stärken und ihren guten Willen segnen möchte, damit sie sich aus dieser traurigen Lage erheben könnten.

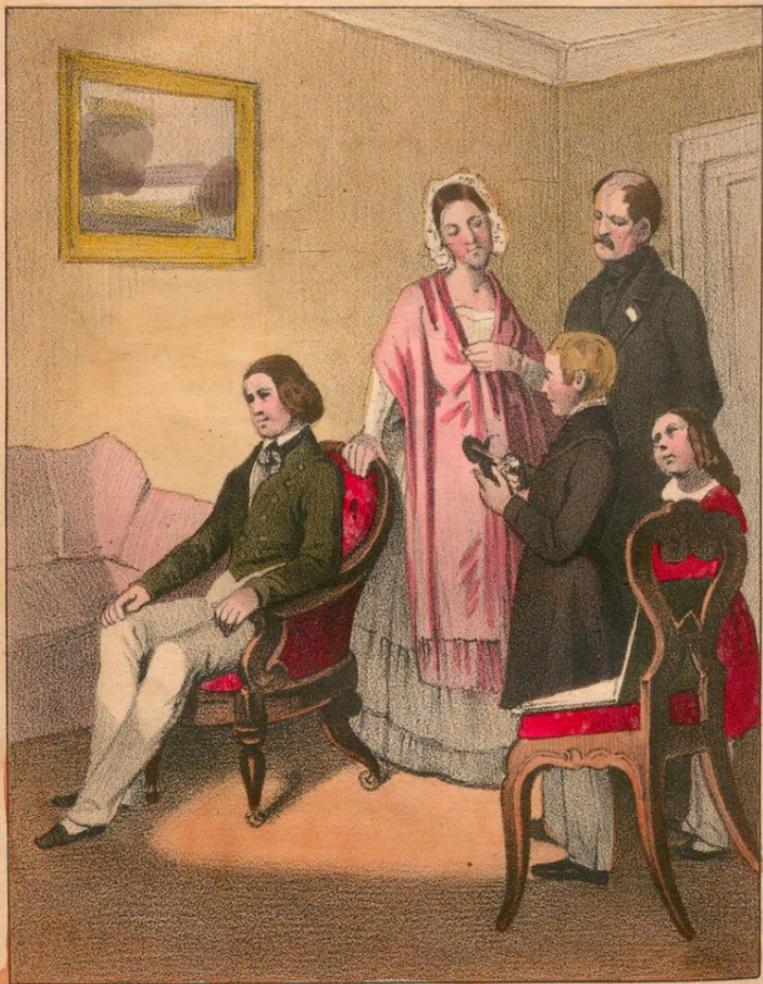
Insbesondere war Ladislaus thätig, um durch seine Schattenbilder mehr zu erwerben. Er schnitt nach Portraits und Standbildern die Bilder merkwürdiger und berühmter Personen aus schwarzem Papier, und fuhr mit dieser Arbeit so lange fort, bis er eine beträchtliche Sammlung derselben hatte. Diese trug er zum Verkaufe bey Bekannten und Fremden herum, und both sich dabey an, die anwesenden Personen schwarz abzubilden, und seine Schattenbilder hatten eine unverkennbare Aehnlichkeit. Dadurch erwarb Ladislaus mehr als früher; aber auch diese größere Einnahme reichte nicht hin, den Haushalt auf den vorigen Stand zu erheben.

Neues Bedrängniß.

Es ereignete sich ein neues Drangsal in der Familie Tobaski, welches Allen viel Besorgniß und Kummer machte. Bey der Großmutter, welche bey den Strick- und Näharbeiten und auch im Haushalte nach Kräften mitgeholfen hatte, trat jetzt die durch das vorgerückte Alter herbeygeführte Schwäche ein, durch welche sie unfähig zu allem Erwerbe und allen häuslichen Verrichtungen wurde. Besonders hatten ihre Augen viel gelitten, und man mußte besorgen, daß sie gänzlich erblinde. Die Pflege der Großmutter erforderte wieder größere Auslagen, und aus Ehrfurcht und Liebe wollten die vier Geschwister lieber selbst entbehren, als es der Großmutter an etwas erman- geln lassen. Jedes trachtete nach Kräften, durch ange- strengte Arbeit die Einkünfte zu vermehren; aber es gelang ihnen nicht immer, wie sie es wünschten.

Mit dem Absatze der Schattenbilder und Ge- flechte aus Pferdehaaren, welche Ladislaus verfer- tigte und die anfangs einen großen Anwerth durch ihre Neuheit gefunden hatten, wollte es auch nicht mehr vorwärts gehen; denn sie waren jetzt schon zu viel bekannt und verbreitet. Der Knabe suchte sie nun an Fremde abzusetzen, und trug sie, so schwer ihm diese Herabwürdigung ankam, in den Gasthöfen, wo





diese einkehrten, zum Verkaufe herum, und forderte die Fremden auf, ihr Schattenbild von ihm ausschneiden zu lassen. Dadurch erwarb er sich manches Geldstück; denn da Ladislaus ein sehr artiges und einnehmendes Betragen hatte, die Fremden bald in deutscher, bald in französischer, bald in polnischen Sprache, je nach dem Lande, aus welchem sie zu kommen schienen, ansprach, so schenkten sie dem Knaben oft mehr Aufmerksamkeit, als er erwartet hatte, unterhielten sich länger mit ihm, ließen ihr Schattenbild von ihm ausschneiden, und wenn es gelang, belohnten sie ihn reichlich.

Fremde im Gasthose.

Eines Tages war eine ansehnliche russische Familie mit Gefolge im Gasthose eingekehrt, und wollte in demselben auch übernachten. Ladislaus begab sich mit seinen Schattenbildern sogleich dahin; aber er hatte Mühe, bey den Reisenden vorgelassen zu werden. Da er aber einen Bedienten polnisch, welches dessen Muttersprache war, anredete, hatte dieser ein so großes Vergnügen, an dem Knaben einen Landsmann zu finden, daß er ihn sogleich bey seinem Herrn, der ein russischer Fürst aus den Umgebungen des Kaisers Nicolaus und auf der Rückreise aus einem Badeorte war, meldete, der ihm auch den Zutritt gestattete.

Vadislauſ sprach den Fürſten in franzöſiſcher Sprache an, wies ihm ſeine Schattenbilder, unter denen mehrere von bekannten und hochgeſtellten Perſonen waren, und bath ihn, einige davon ſich zu wählen. Bald verſammelten ſich um den Knaben die Gemahlinn und Kinder des Fürſten, und ſtellten an denſelben verſchiedene Fragen, die er mit Unbefangenheit und artig beantwortete.

Die Kinder wählten einige Schattenbilder aus, und bezahlten ſie gut.

Vadislauſ wurde durch die gute Aufnahme, welche er bey dieſer hochgebornen Familie gefunden hatte, dreister, und both ſich an, das Schattenbild des Fürſten, der Fürſtinn oder der Kinder auszuſchneiden. Der älteſte Sohn des Fürſten ſetzte ſich der Erſte in die Lage, daß Vadislauſ deſſen Profil in dem ſchwarzen Papier ausſchneiden konnte. Dieſes Schattenbild gelang ihm zur Verwunderung Aller ſehr gut. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen.

Nun wurden die Schattenbilder der Kinder, eines nach dem anderen, von Vadislauſ ausgeſchnitten. Keines mißlang, und die Kinder hatten eine ſo große Freude daran, daß ſie den Vater und die Mutter bathen, auch ſie möchten ihr Bild von dem Knaben ausſchneiden laſſen, welches ſie als Reiſe-Angedenken aufbewahren wollten.

Diese Arbeiten beschäftigten den Knaben einen Theil des Abends, und er empfahl sich durch dieselbe so sehr der fürstlichen Familie, daß sie großen Antheil an ihm zu nehmen schien. Man fragte ihn, wie er zu der Fertigkeit im Ausschneiden der Schattenbilder und zu der Kenntniß mehrerer Sprachen gekommen, wer seine Aeltern seyen, ob er mehrere Geschwister habe und um dergleichen.

Wendung des Schicksals.

Ladislaus hatte nun Gelegenheit, von den traurigen Schicksalen, welche seine Familie betroffen hatte, von der mißlichen Lage, in welcher sie sich jetzt in der Verbannung außer dem Vaterlande befände, und von den großen Anstrengungen seiner Geschwister, um sich, die Mutter und Großmutter zu ernähren, zu sprechen. Er that es mit so gutmüthiger Offenherzigkeit und so tiefem Gefühle, daß er alle, die Fürstinn und die Kinder selbst bis zu Thränen rührte. Der Fürst selbst nahm warmen Antheil an der Erzählung des Knaben, und bedauerte ihn, seine Mutter und Geschwister, welche durch einen voreiligen Schritt des Vaters, den er bitter gebüßt hatte, in eine so traurige Lage gebracht worden waren. Er ward mit Achtung gegen diese Familie erfüllt, welche geduldig im Unglücke ausharrte und durch gemeinschaftliches

Zusammenwirken dasselbe sich zu erleichtern suchte. Die Mutter stieg dadurch noch mehr in seiner Achtung, daß sie so gute Kinder erzogen hatte.

Der Fürst wollte dieser ehrenwerthen Familie nützlich werden. Nachdem er Ladislaus für seine Arbeiten reichlich belohnt hatte, entließ er ihn mit dem Auftrage, seine Mutter zu ihm zu rufen. Er wollte aus ihrem Munde ihre früheren Lebensverhältnisse und jetzigen Umstände genauer erfahren.

Sie kam, und aus einer längeren Unterredung, welche sich auf ihre Familienverhältnisse, ihre Besitzungen in Polen und auf ihren in der Schlacht gefallenen Gatten bezog, lernte er sie als eine verständige, gottesfürchtige und achtungswerthe Frau kennen. Da die Frau Tobaska gegen den Fürsten auch den Wunsch für die Rückkehr in ihr Vaterland wiederholt äußerte, so versprach er ihr, bey dem Kaiser Nicolaus sich für sie und ihre Kinder zu verwenden.

Der Fürst hielt auch Wort. Nach seiner Ankunft in Petersburg und in der kaiserlichen Residenz suchte er der Gnade des Kaisers Nicolaus die Familie Tobaski zu empfehlen, und für dieselbe bey ihm fürzusprechen. Er sagte dem Kaiser, wie er zu der Bekanntschaft derselben gekommen sey, sprach von den empfehlenswerthen Eigenschaften der Kinder und

von der drückenden Lage, in welcher sie im Auslande lebten. Er hob ihre angestregten Bemühungen hervor, durch welche sie die Mutter und Großmutter zu ernähren suchten, und setzte bey, daß sie der Gnade des gütigen Monarchen um so würdiger seyen, da die Mutter die Kinder so gut erzogen habe, und diese durch ihre vorzüglich guten Eigenschaften und kindliche Liebe Nachsicht verdienten, damit sie nicht länger für den Fehltritt ihres irgeleiteten Vaters büßen.

Der Kaiser ließ Gnade für Recht gelten. Er gab der Familie *Tobascki* die Erlaubniß nach Polen zurückzukehren, setzte sie in den Genuß ihrer Güter ein, und von dem Erträgnisse derselben während ihrer Verbannung wurde ihr das Reisegeld geschickt. Alle leben bis jetzt noch vergnügt auf ihren Gütern, und danken Gott, der ihr Schicksal so gütig gewendet, und dem Kaiser *Nicolaus*, der sie begnadigt hatte.



22. Die Stiefmutter.

Der Schuster Berner, der in dem Gebirgsdorfe Grabern sein Handwerk betrieb, war seiner Gattinn durch den Tod entrissen worden. Sie war eine gute, wirthliche und gottesfürchtige Frau gewesen, die mit ihm vierzehn Jahre in liebevoller Eintracht gelebt, und seine beyden Töchter gut und christlich erzogen hatte. Anna war bey dem Tode der Mutter zehn und Maria fünf Jahre alt.

Der Schuster Berner hatte den größeren Theil des Jahres seine Geschäfte außer Hause; denn er arbeitete in den im Gebirge zerstreut liegenden Bauernhäusern, und verfertigte Schuhe und Stiefel für die Bauern, ihre Dienstleute und Angehörigen aus den Häuten der geschlachteten Kälber, Kühe und Ochsen, welche sie zu diesem Zwecke hatten gerben lassen.

Da er so oft und lange vom Hause abwesend war und seine zwey Töchter sich selbst überlassen mußte, so glaubte er für sein Hauswesen besser zu sorgen, wenn er wieder heirathete. Er war aber in seiner Wahl nicht glücklich, und seine zweyte Frau war herrschsüchtig, zänfisch und karg. Die beyden Töchter wurden von der Stiefmutter hart gehalten, bekamen oft kaum





genug zu essen, dafür aber bey dem geringsten Versehen eine Tracht Schläge.

Der Vater konnte diese Mißhandlungen der Töchter nicht verhindern, weil er so oft vom Hause abwesend war, und wenn sie ihm zu Ohren kamen, und er deswegen seiner Frau gütliche Vorstellungen machte, so brach sie in Schmähworte gegen die Töchter aus, die nach ihrer Behauptung eine so strenge Behandlung verdienten, ohne welche man bey ihnen nichts ausrichten könnte.

Dadurch, daß der Vater seine beyden Töchter gegen die Mißhandlungen der Stiefmutter in Schutz nahm, wurde diese ihnen nur abgeneigter, und neckte sie auf alle Art.

Die beyden Mädchen waren gutmüthig und willig, und thaten alles gerne, was die Stiefmutter billiger Weise von ihnen fordern konnte; aber durch die harte Behandlung, welche sie von ihr erfuhren, wurden sie ihr ganz abgeneigt, und suchten ihr auszuweichen, wo sie nur konnten. Darüber erboßte die Stiefmutter, und ließ es ihnen schmerzlich fühlen, daß sie keine Anhänglichkeit an sie zeigten.

Die beyden Schwestern ertrugen diese Unbilden lange mit Geduld, und wenn sie allein und unbeachtet von der Stiefmutter waren, klagten sie einander ihre Noth, und fleheten zum Himmel, daß der gute

Gott das Herz ihrer Stiefmutter erweichen möchte, damit sie nicht so hart von ihr behandelt würden.

Traurige Lage der Mädchen.

Nach dem ersten Jahre der Ehe brachte die Schustersfrau ein Mädchen zur Welt, und nach zwey Jahren folgte ein Söhnchen. Nun war alle Liebe und Zärtlichkeit der Stiefmutter auf ihre zwey leiblichen Kinder allein gerichtet, und Annen und Marien wurde dadurch ein noch härteres Loos bereitet. Ihnen wurde die Aufsicht und Pflege der zwey Kleinen, wenn die Mutter anderswo beschäftigt war, übertragen, und wenn diese zu weinen und zu wimmern ansingen, was bey kleinen Kindern sehr oft geschieht, so mußten es die zwey älteren Schwestern bey denselben in etwas versehen haben, und da gab es Berweise, Scheltworte, und bey der geringsten Widerrede auch Schläge. Den beyden Mädchen war auch durch die Pflege der zwey Kleinen viel Arbeit zugewachsen, und sie ließen sich Alles gefallen, wenn sie nur die Mutter dadurch zufriedenstellen konnten; aber bey der mißgünstigen und zänkischen Gemüthsart der Stiefmutter wurde ihr guter Wille selten anerkannt.

Sie klagten dann ihre Leiden dem gütigen Gott, und bathen ihn, die böse Gemüthsart der Mutter zu ändern. Bey dem Vater wollten sie sich über die

schlimme Behandlung nicht beklagen, welche sie von der Stiefmutter erfuhren, weil sie ihm nur das Herz erschwert, und er durch Vorstellungen bey der herrschsüchtigen und zänkischen Stiefmutter das Uebel nur ärger gemacht hätte.

Die beyden Mädchen im Walde.

Die Mutter trug den zwey Töchtern manchemahl schwere, ja auch fast unerschwingliche Arbeiten auf, und wenn sie dabey auch alle ihre Kräfte anstregten, so konnten sie dieselben doch nicht zur Zufriedenheit der Mutter vollenden.

An einem überaus kalten Wintertage hatte sie den beyden Mädchen befohlen, in den Wald zu gehen, um Reisholz für den Ofen zu sammeln und nach Hause zu tragen. Sie mußten die Reiser unter dem Schnee hervorsuchen, und das Auffinden derselben war sehr beschwerlich.

Es hatte sich indessen ein schneidender Wind mit Schneegestöber erhoben. Die beyden Mädchen waren an Händen und Füßen schon starr vor Kälte, bevor sie den nöthigen Vorrath an Reisholz zusammengebracht hatten. Sie hatten sich durch das Herumschreiten im tiefen Schnee sehr abgemattet, und waren so müde, daß sie sich niedersetzten, um durch Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Aber Ruhe bey der stren-

gen Kälte ist immer mit Gefahr verbunden: denn die Ruhe bringt Schläfrigkeit, und auf diese folgt der Tod durch Erfrieren.

Die beyden Mädchen waren nahe daran, einzuschlafen und ganz zu erstarren, als ein Holzhauer, der von dem Holzschlage nach Hause zurückkehrte, sie neben einander und zusammengekauert sitzen sah, und ihnen die Gefahr darstellte, in welcher sie sich befanden. Er nahm sie bey der Hand, und nöthigte sie, mit ihm schnellen Schrittes fortzugehen. Sie wollten das Reisholz mit sich nehmen; aber ihre Hände waren so starr vor Frost, daß sie es nicht mehr anfassen konnten. Der Holzhauer eilte, so schnell als sie nur gehen konnten, mit ihnen nach Hause, damit sie sich durch die Bewegung etwas erwärmen sollten; aber Marie, die jüngere Schwester, war schon so kraftlos, daß er sie eine gute Strecke Weges tragen mußte. Als sie zu Hause angekommen waren, zeigte es sich, daß Marie die Hände und Füße sich erfroren hatte.

Frostbeulen.

Der brave Holzhauer machte der Stiefmutter gerechte Vorwürfe, daß sie die beyden Mädchen in der strengsten Kälte in den Wald geschickt, und dadurch deren Tod bald veranlaßt hätte. Er hohlte Schnee in einem Kübel, und ließ Marien die Füße in den-

selben stellen, während sie auch ihre Hände immerfort mit Schnee waschen mußte. Marie litt dabey große Schmerzen, und weinte und jammerte; aber der Holzhauer ließ sich dadurch nicht abhalten, sie zu nöthigen, daß sie so lange die Füße im Schnee badete, und die Hände mit Schnee rieb, bis der große Schmerz nachließ. Nur dadurch konnte er sie von den schmerzlichen Frostbeulen verwahren und neues Leben in die erstarrten Glieder bringen.

Auch die Schwester Anna mußte sich die Hände fortdauernd mit Schnee waschen, wodurch sie wieder aufthaueten und die Finger gelenkig wurden.

Die beyden Schwestern dankten dem guten Holzhauer für die menschenfreundliche Hülfe, welche er ihnen geleistet hatte; er aber unterließ nicht, der Stiefmutter wiederholte Vorstellungen zu machen, daß sie ihre beyden Stieftöchter milder behandeln möchte, indem er beysetzte, daß Gott ihr leicht an ihren leiblichen Kindern vergelten könne, was sie an ihren Stieftöchtern Böses thue. Diese Worte machten den gewünschten Eindruck auf die Stiefmutter, und sie nahm sich dieselben zu Herzen.

Bessere Behandlung.

Noch in demselben Winter erkrankte die kleine Tochter der Stiefmutter sehr gefährlich an der häutigen

Bräune, und war nach drey Tagen eine Leiche. Die Stiefmutter konnte sich über den unerwartet schnellen Tod ihres geliebten Töchterchens nicht trösten. Sie erinnerte sich an die Worte des Holzhauers, und ihr Gewissen sagte ihr, daß der gerechte Gott sie für die unbarmherzige Behandlung ihrer beyden Stieftöchter gestraft habe. Sie zitterte auch für das Leben ihres kleinen Söhnchens, indem sie befürchtete, daß Gott ihr auch denselben nehmen würde, wenn sie noch ferner so feindselig gegen ihre Stieftöchter gesinnt sey. Sie nahm sich daher vor, von nun an dieselben gütiger zu behandeln, und hielt auch Wort.

Als die beyden Mädchen, Anna und Marie, sahen, daß die Stiefmutter schonender mit ihnen umging, und sich zu beherrschen suchte, wenn sie gegen dieselben im Zorne aufbrausen wollte, so thaten sie auch ihr gern nach ihrem Willen, widersprachen ihr nicht mehr, und fasten nach und nach Zuneigung und Zutrauen zu ihr. Der Hausfriede ward dadurch hergestellt. Die beyden Mädchen hatten selten mehr Veranlassung, sich über die Stiefmutter zu beklagen, vielmehr lobten sie bey dem Vater oft die gute Behandlung, welche sie jetzt von ihr erfuhren, und gingen mit ihrem kleinen Stiefbrüderchen auch liebevoll um, welches der Stiefmutter wohlgefiel.

Der Vater, wenn er lange abwesend war, kehrte





nun immer zufrieden nach Hause zurück, weil er bey seiner Zurückkunft alles in Ordnung und alle in Eintracht antraf.

Anna und Marie wuchsen an der Seite der Stiefmutter kräftig heran, ließen sich das Hauswesen angelegen seyn, und unterstützten die Stiefmutter, wo sie nur konnten. Alle Zwietracht und aller Unfriede, welche früher das häusliche Glück der Schusterfamilie gestört hatten, waren aus dem Hause verbannt.

Alles dieses bewirkten die wohlgemeinten Vorstellungen des braven Holzhauers, das aufgeregte Gewissen und der Tod des Töchterchens, welchen die Stiefmutter für ein großes Unglück angesehen hatte.

23. Der Invalide und sein Sohn.

Der Invalide Bonaventura bezog, nachdem er dreyßig Jahre gedient und vielen Gefechten und Schlachten beygewohnt hatte, den Gnadengehalt täglicher vier Kreuzer. Er wollte nicht in das Invaliden-Haus treten, weil er hoffte, daß er sich durch Handarbeit noch Mehreres werde verdienen können. Aber in der Folge erblindete Bonaventura, welcher schon

früher an Augenschmerzen oft gelitten hatte, gänzlich, und wurde dadurch zu allem Erwerbe unfähig.

Auch in seiner Blindheit suchte er nicht um die Aufnahme in das Invaliden-Haus an. Er zog vor, Betteln zu gehen, weil er wußte, daß man den Blinden gern eine Gabe reicht, und die Polizey-Wachen nicht so streng die blinden Bettler abschaffen, wie andere arbeitscheue und zudringliche Leute. Bonaventura machte auch bald die Erfahrung, daß das Betteln in der Hauptstadt mehr eintrage, als sein früherer Erwerb durch Handarbeit. Dadurch ertrug er die Blindheit leichter, auch sah er das Betteln vor den Thüren für kein erniedrigendes Gewerbe an; denn sein Ehrgefühl war schon sehr abgestumpft. Das Schlimmste bey der Sache aber war, daß er bey seinem Herumziehen von Gasse zu Gasse und von Haus zu Haus seinen einzigen zehnjährigen Sohn als Führer brauchte, denselben dadurch ans Nichtsthun und selbst an das Betteln gewöhnte, und das Ehrgefühl in ihm ersticke, wodurch er ein arbeitscheuer und nutzloser Mensch werden mußte.

An jedem Freytage kam Bonaventura, von seinem Sohne Abdon geleitet, vor die Thür eines Kaufmannes, um sein wöchentliches Almosen abzuholen. Dem Kaufmanne gefiel der Knabe, der ein angenehmes Außeres hatte, und er bedauerte, daß derselbe durch das

Herumziehen mit seinem Vater an ein müßiges Leben sich gewöhne, und dadurch lerne, daß man auch ohne Arbeit Geld erwerben könne, welches den nachtheiligsten Einfluß auf sein künftiges Leben haben werde. Er selbst war von sehr armen Aeltern geboren, aber christlich erzogen und frühzeitig an Arbeit gewöhnt worden; er war mit zwölf Jahren zu einem braven Kaufmanne in die Lehre gekommen, und hatte es durch seine Betriebsamkeit und Sparsamkeit nach zwanzigjähriger Dienstzeit in größeren Handelshäusern dahin gebracht, daß er selbst ein Handelsgeschäft errichten konnte, welches er mit Fleiß und Redlichkeit betrieb, und das immer mehr in Aufnahme kam. Er machte daher den Invaliden auf die Nachtheile aufmerksam, welche daraus entstehen müßten, wenn er seinen Sohn als Führer gebrauchete, und er rieth ihm an, denselben zu einem braven Handwerksmanne in die Lehre zu geben, daß er in der Folge in den Stand gesetzt werde, sein Brot durch Arbeit anständig zu erwerben.

Der Invalide wendete ein, daß er eines Führers nicht entbehren könne, daß sein Sohn am verlässlichsten und tauglichsten hierzu sey, und daß er sich auch keinen anderen bezahlen könne. Der Kaufmann entgegnete, daß er immer eine alte oder gebrechliche Person finden könne, welche ihn für einen geringen

Antheil an dem erhaltenen Almosen zu seinen Wohlthätern geleiten werde; aber der Invalide beharrte auf seiner Meinung.

Guter Rath.

Da sagte der Kaufmann: „Wenn der Knabe Euch immer führen muß, so kann er wenigstens etwas Nützliches dabey thun. Wie er mit Euch in der Stadt herum schleicht, so soll er fleißig auf die Erde sehen; da wird er verschiedene Sachen, die andere Leute gar nicht achten: Stücke Papier, Leinwand, Zeug, Eisen, Blech, Bindfaden, Steck- und Haarnadeln, Knochen und dergleichen finden. Alles dieses soll er in einen Sack sammeln, und wenn er von einer oder der anderen Gattung einen Vorrath hat, soll er ihn verkaufen. Die gesammelten Papierstücke wird ihm der Pappendeckelmacher, die Stücke Leinwand und Zeuge der Papiermacher, die Nadeln der Trödler, die Knochen der Schmeersieder u. s. w. abnehmen. Wenn der Knabe durch dieses Sammeln auch anfangs wenig erwirbt, so wird er sich doch gewöhnen, daß er, anstatt müßig zu gehen, sich mit etwas Nützlichem beschäftigt und Geld verdienen lernen.“

Abdon hatte die Worte des Kaufmanns mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, und sie hatten einen guten Eindruck auf ihn gemacht. Sie brachten in ihm

die Ueberzeugung hervor, daß er schon jetzt etwas Nützlichcs treiben, und sich an eine Beschäftigung gewöhnen müsse, wenn er in der Welt sein Fortkommen finden wolle. Er nahm sich sogleich vor, dem Rathe des Kaufmannes zu folgen, und am nächsten Freytag stand er schon mit einem Sackc, den er an einem Bande um die Schultern hängen hatte, vor der Thür des Kaufmannes.

Dieser lobte ihn deswegen, und munterte ihn auf, daß er im Sammeln fleißig fortfahren solle. Er setzte bey, daß Abdon bald einsehen werde, daß die geringfügigste Beschäftigung doch endlich etwas eintrage, und er versprach, ihn mit seinem Rathe zu unterstützen, damit er das, was er gesammelt habe, immer an Mann bringen könne.

Abdon befolgt den Rath.

Alles, was der Kaufmann, auf den Abdon viel hielt, gesprochen hatte, beherzigte der Knabe, und suchte seinem Rathe nachzukommen. Anfangs trug sein Aufklauben und Sammeln sehr wenig ein, obwohl Abdon alles von der Erde aufhob, was ihm nur immer noch brauchbar erschien, und in seinen Sack steckte. Als er aber für den ersten Vorrath an altem Papier, Leinwand- und Zeugstücken, die er verkaufte, einige Kreuzer erhielt, hatte er eine große

Freude daran, und sein Eifer wurde dadurch bestärkt, im Sammeln immer fortzufahren.

Die Dienstleute, und selbst auch die Kinder in den Wohnungen, zu welchen Abdon seinen blinden Vater, um Almosen abzuholen, führte, als sie das Bemühen desselben wahrgenommen hatten, durch Sammeln verschiedener Abfälle etwas zu erwerben, hoben alles alte Papier und Zeug auf, bis Abdon kam, und steckten es ihm dann in den Sack, wofür er ihnen manchmahl die gefundenen Steck-, Haar- und Nähna-deln gab, die sie ihm auch noch mit einem oder ein paar Kreuzern bezahlten, wodurch sein Erwerb bedeutend zunahm.

Wenn Abdon Manches von seinen gesammelten Sachen nicht an Mann bringen konnte, so wendete er sich an den Kaufmann, der ihn immer dahin wies, wo er es verkaufen konnte. Um den Eifer des Knaben zu beleben, kaufte er selbst demselben Manches ab, wozu derselbe keinen Abnehmer finden konnte; denn es freuete den Kaufmann, daß Abdon seinen gut gemeinten Rath so treulich befolgte, und auf dem Wege war, ein brauchbarer Mensch zu werden.

Kleiner Handel.

Da Abdons blinder Vater immer so viel Almosen und Abdon selbst manche kleine Gabe wegen

seiner Betriebsamkeit erhielt, so konnte der Knabe das Geld, welches er durch sein Sammeln erhielt, zusammenlegen und sparen. Er wollte von demselben einen nützlichen Gebrauch machen und kaufte Zündfläschchen und Zündhölzchen, die er bey seinem Herumziehen mit dem blinden Vater den Vorübergehenden anboth und mit einem kleinen Gewinn verkaufte.

Nun hatte Abd on einen doppelten Erwerb, und der Verkauf der Zündhölzchen und Fläschchen verbreitete sich immer weiter, indem fast alle Dienstleute in den Wohnungen, zu welchen Abd on seinen blinden Vater, um Almosen abzuholen, führte, sie von ihm kauften oder gegen altes Papier, Leinenzeug und dergleichen eintauschten, welches er dann vortheilhaft verkaufen konnte.

Der Kaufmann sah mit Vergnügen, wie Abd ons Erwerb sich erweiterte, und wie betriebsam er dabey war. Er rieth ihm, auch gute Näh- und Stecknadeln zu kaufen, und sie an die Dienstleute mit Gewinn zu verhandeln. Er wies ihn dahin an, wo er die besten Gattungen erhalten konnte.

Seine Nadeln wurden bald von allen Familien, in deren Wohnungen er mit seinem blinden Vater kam, gesucht und gut bezahlt. Er handelte in der Folge mit Scheeren, Fingerhüten und mit allen Werkzeugen, die man beym Nähen, Stricken und Sticken braucht,

und setzte das Sammeln alten Zeuges fort. Der Kaufmann hatte immer ein aufmerksames Auge auf den Knaben, und unterstützte ihn gern mit Rath und That.

Abdon in der Lehre.

So trieb Abdon seinen Handel durch mehr als drey Jahre mit Vortheil, und hatte schon ein hübsches Sümmlen erspart. Da suchte der Kaufmann, der nur das Wohl des guten Knaben beabsichtigte, den Invaliden zu bereden, daß er ihm seinen Sohn, der entschiedene Anlage zur Kaufmannschaft habe, dabey betriebsam und sparsam sey, in die Lehre geben möchte. Der Invalide wollte lange nicht einwilligen. Da ihm aber der Kaufmann vorstellte, wie er dadurch das Wohl seines Sohnes begründen könne, und wie keine Zeit zu verlieren sey, daß der dreyzehnjährige Knabe sich einem nützlichen Geschäfte, das ihn einst ernähren könne, widme, und da Abdon selbst in den Vater drang, daß er den Antrag des Kaufmannes annehmen sollte, so willigte dieser endlich ein, und warb eine alte, arme Frau an, die gegen einen Antheil an dem gesammelten Almosen ihn zu seinen Wohlthätern geleitete, und ihm sein kleines Hauswesen besorgte.

Der Kaufmann hatte bald Ursache, mit seinem neuen Lehrling zufrieden zu seyn; denn Abdon war

nicht nur sehr anständig und flink bey allen Geschäften, sondern auch verlässlich, ehrlich und treu. Auch sah er den Kaufmann als seinen Wohlthäter an, der ihn schon früher durch seinen Rath unterstützt hatte, und jetzt auch nur sein Wohl zu befördern suche. Deswegen achtete er auf jedes Wort und jeden Wink desselben, und war immer auf der Huth, daß er nichts beging, was seinem Lehrherrn mißfallen konnte.

Diesem gefiel das Bestreben des Knaben so wohl, daß er ihm viel Zutrauen schenkte, und für sein Fortkommen auf alle Art sorgte. Er ließ ihn im Schreiben und Rechnen gut unterrichten, was Abdon bis jetzt vernachlässiget hatte, und gab ihm in der Folge Gelegenheit, daß er sich Kenntnisse in der Waarenkunde und in der Buchführung erwerben konnte.

Beschluß.

Nach vollendeten Lehrjahren diente Abdon noch fünfzehn Jahre bey demselben Kaufmanne, der ihn stufenweise bis zum Buchhalter beförderte, in welcher Stelle er einen ansehnlichen Gehalt bezog. Der Kaufmann unternahm kein bedeutendes Geschäft mehr, ohne seinen Buchhalter zu Rathe zu ziehen, der durch seinen Scharfblick und seine umfassenden Kenntnisse immer für den Vortheil des Lehrherrn entschied.

Dieser nahm nach einigen Jahren Abdon zum

Gesellschafter in der Handlung an, welche immer mehr aufblühete. Durch den Gewinn, welchen Abdon aus derselben bezog, war er in den Stand gesetzt, seinen blinden Vater zu sich zu nehmen, und ihn gänzlich zu versorgen, daß dieser nicht mehr nöthig hatte, vor den Thüren um Almosen zu betteln.

So weit hat es der Sohn eines armen blinden Bettlers gebracht, weil er sich frühzeitig an nützliche Thätigkeit gewöhnt hatte, betriebsam, sparsam, treu und ehrlich gewesen ist.

24. Sorge für die Gesundheit.

Ein Lehrer in einer Mädchenschule hat oft die traurige Bemerkung gemacht, daß die Mädchen oft aus Unkenntniß wenig auf ihre Gesundheit achteten, und selbst Ursache vieler, oft schmerzlicher Krankheitszufälle waren, weil sie sich vor dem nicht hüteten, was nachtheilig auf ihren Körper einwirkte. Er munterte sie auf, daß sie sich genaue Kenntniß von dem menschlichen Körper verschaffen sollten, um alles zu vermeiden, was die eine oder die andere Verrichtung desselben stören oder hemmen könnte.

Er sagte: „Sie, meine Lieben, wissen gar wohl, was diesem oder jenem Gegenstande nachtheilig ist, und suchen es auch zu entfernen. Es ist Ihnen wohlbekannt, daß Porzellan und Glas zerbricht, wenn man es zu Boden fallen läßt, und Sie hütten sich davor; Sie wissen, daß das Silber, Kupfer und andere glänzende Metalle im Rauch den Glanz verlieren; daß der Stahl rostet, wenn er der Feuchtigkeit ausgesetzt wird; daß Papier und Leinwand verbrennt, wenn es mit dem Feuer in Berührung kommt. Wenn Sie einen schönen Hut zu verpacken haben, so sorgen Sie gewiß dafür, daß er in eine geräumige Schachtel komme, damit derselbe nicht zerknittet, abgerieben, oder durch den Druck verdorben werde.“

„Wenn Sie einen Canarien-Vogel oder ein Turteltaubchen zum Geschenke erhalten, so erkundigen Sie sich gewiß sorgfältig, wie er oder es gefüttert und gehalten werden soll.“

„Wenn Sie eine Uhr haben, so geben Sie gewiß Acht, daß nichts daran verdorben werde, und ziehen sie zu rechter Zeit auf, damit sie nicht stehen bleibe. Sie wissen wohl, daß sie nicht genau gehen kann, wenn nur das Räderwerk bestäubt ist, und daß das geringste Gebrechen an demselben die Uhr zum stehen bringt. Gibt es aber eine zartere, künstlichere und schätzbarere Maschine als den menschlichen Körper?

Und doch vernachlässigen Sie, dieselbe in allen Theilen genau kennen zu lernen und sie vor Verderbniß zu schützen. Wird etwas an dieser künstlich zusammengefügten Maschine verdorben, so ist der Körper krank.»

»Jeder Arzt klagt, daß die Krankheiten mehrentheils von Ursachen herrühren, welche der Kranke im gesunden Zustande leicht hätte hintanhaltan können, wenn er vorsichtiger und behuthsamer gewesen wäre. Ist die Krankheit einmahl da, so sind die Angehörigen und Freunde gewiß geschäftig, daß sie wieder entfernt werde. Sie sorgen, daß die Arzneu zu gehöriger Zeit genommen; daß der Kranke in der gehörigen Wärme erhalten; daß das Krankenzimmer zu rechter Zeit gelüftet; daß die Wäsche nach Vorschrift gewechselt, und dem Kranken trocken und ausgewärmt gereicht werde; daß die Speisen ihm gut zubereitet und in der vorgeschriebenen Menge gegeben werden; daß die Haut gereiniget und frisch erhalten; daß der Schweiß befördert und nicht unterdrückt; daß der Schlaf nicht gestört und stärkend werde, und wenn der Kranke zu genesen anfängt, daß alles vermieden werde, was auf denselben nachtheilig einwirken könnte. Sie geben an, und mit Recht, daß frische Luft, Reinlichkeit, gute Pflege, Diät, gesunder Schlaf, Heiterkeit und Bewegung für die Gesundheit höchst zuträglich sey. Aber so lange der Kranke noch im Besitze

der vollen Gesundheit war, hatte er es mit allen diesen Gesundheitsregeln nicht so genau genommen. Ich will Sie daher, meine jungen Freundinnen, an einige Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung der Gesundheit erinnern.“

Frische Luft und Reinlichkeit.

„Luft ist wesentlich zum Leben, und reine frische Luft zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nothwendig. Daher müssen die Zimmer täglich in jeder Jahreszeit gelüftet werden. Die Luft in den Zimmern, die wir doch immer, so lange wir uns in derselben befinden, einathmen, wird matt und faul, wenn sie nicht durch eine frische ersetzt wird. Der Geruchssinn zeigt uns schon an, wann die Luft in den Zimmern nicht rein ist. Ein unangenehmer Geruch kommt uns aus denselben entgegen. Aber wer nicht auf das tägliche Lüften der Zimmer hält, gewöhnt sich an den üblen Geruch, so wie auch das Gewissen, wenn es durch Nichtachten auf dasselbe erstickt wird, aufhört, eine Stimme der Warnung zu seyn.“

„Die Reinlichkeit ist zur Erhaltung der Gesundheit eben so nothwendig als frische Luft, welche durch tägliches Waschen am ganzen Körper und durch den Wechsel des Leinenzeuges sehr befördert wird. Das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser stärkt

und erfrischt ungemein, verhütet Erkältigung und andere Krankheiten, befördert den regelmäßigen Umlauf des Blutes, und hält die Haut rein und geschmeidig.“

Bewegung.

„Bewegung ist allen Menschen, insbesondere den Mädchen, deren Beschäftigungen sie mehrentheils zum Sitzen nöthigen, zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nothwendig. Ohne tägliche Bewegung kann das Blut in den Adern nicht den gehörigen Umlauf haben; die Lunge kann sich nicht ausdehnen, die Speisen können nicht recht verdauet und zu Nahrungstoff verwendet werden, der ganze Körper wird schlaff, und die Heiterkeit des Geistes schwindet.“

„Alle Muskeln und Gelenke des menschlichen Körpers sind zur Bewegung bestimmt, die wo möglich in freyer Luft geschehen soll. Ein Ausflug in den Wald, in das Feld und auf Wiesen, das Spielen mit einem Reif oder Ball und das Ballschlagen in einem Garten, ist zehnmahl mehr werth, als ein steifer, abgemessener Spaziergang in einem Lustgarten.“

„Läßt die üble Witterung die Bewegung in der freyen Luft nicht zu, so gibt es in dem Zimmer Gelegenheit zur Bewegung für Mädchen, als da sind: das Bettmachen, Reinigung der Möbel, Butter-

machen, Stoßen in dem Mörser, Abrühren des Teiges zu den Mehlspeisen und andere Hausarbeiten. Selbst das Stiegensteigen, wenn es nicht zu schnell geschieht, wirkt stärkend auf die Lunge; obwohl das Bergsteigen weit vorzuziehen ist, weil es Brust und Lunge erweitert, den Umlauf des Blutes und die Verdauung befördert, und die Eßlust steigert.“

Schnürleibchen.

„Die Brust oder die Rippen und das Brustbein sind derjenige Theil, in welchem das Herz und die Lunge eingeschlossen sind, und wo sie ihre freye Bewegung im Einziehen und Ausströmen des Blutes und im Einziehen und Ausstoßen des Athems haben sollen. Wie wenig aber nehmen viele Mädchen auf diese zu ihrem Wohlseyn nöthigen regelmäßigen Verrichtungen des Herzens und der Lunge Rücksicht? Die Eitelkeit verleitet sie, durch Stahlfedern und Fischbein und durch festes Schnüren der Brust und Rippen, den Körper auf eine unnatürliche Weise zusammenzupressen, wodurch Schmerzen, Krämpfe, Ohnmachten und auch oft Zuckungen entstehen.“

„Bey einem Hute oder einer Haube sorgen sie dafür, daß die Schachtel, in welcher dieselben verschickt werden sollen, nicht zu klein sey, damit der Hut oder die Haube nicht zusammengedrückt werde und Scha-

den leide; aber auf Herz und Lunge, von denen die ersten Lebensverrichtungen ausgehen, achten sie nicht, und schnüren sie in Brustleibchen übermäßig zusammen. Die daraus entstehenden Zufälle: Krämpfe, Unverdaulichkeit, Seitenstechen, Ohnmachten und Zuckungen wissen sie damit zu beschönigen, daß sie nicht zu fest geschnürt gewesen sind, wenn man ihnen auch die Schnürbrust hat gewaltsam aufschneiden müssen. O die eiteln und unverständigen Mädchen!"

Mäßigkeit.

„Mäßigkeit im Essen und Trinken, im Spiel und in den Vergnügungen, in Arbeit und Bewegung, und die Beherrschung der Neigungen und Begierden sind zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich. Der menschliche Körper braucht Nahrung zu seiner Erhaltung, und mit dem Genuße derselben ist ein Wohlbehagen verbunden. Ein gesunder Appetit macht uns die Speisen, welche wir zu uns nehmen, angenehm und heilsam; aber eben deswegen müssen wir uns zu beherrschen wissen, daß wir von den Speisen, die uns schmecken, nicht zu viel zu uns nehmen, oder alles Süßes und Saures, Warmes und Kaltes durcheinander essen, wodurch sich der Krankheitsstoff in unserem Körper entwickelt.“

„Man hört oft junge Leute sagen, daß ihnen

alles nicht schadet, sie mögen essen und trinken, was und so viel sie wollen, und sie berufen sich auf Gelegenheiten, wo sie im Uebermaße gegessen und getrunken, und sogar völlig Unverdauliches zu sich genommen hatten, ohne daß ihre Gesundheit dadurch gelitten hatte; und doch hat diese einzige Unmäßigkeit den Krankheitsstoff in den Körper gebracht, welcher bey öfterer Wiederholung derselben sich immer mehr entwickelt, und oft bey einer geringen Veranlassung zum Ausbruche kommt. Wie viele Mädchen und junge Leute haben durch einen einzigen Trunk, wenn sie erhitzt waren, oder nach dem Ballspiel, wenn sie sich dem Luftzuge ausgesetzt haben, oder durch übermäßiges Tanzen ihre Gesundheit auf immer zerstört; wie viele haben durch anhaltendes Sitzen bey dem Näh-tische oder dem Stickrahmen, durch die Anstrengung der Augen bey der Perlenstickerey, insbesondere bey dem Kerzenlichte, ihre Gesundheit untergraben, und ihre Sehorgane ganz geschwächt.»

„Der Anzug kann zu dem Wohlbefinden auch viel beytragen, wenn er nach dem Verhältnisse der Witterung gewählt und reinlich gehalten wird. Viele Krankheiten entstehen durch Erkältigung des Körpers oder einzelner Theile desselben, wenn sie gegen den Einfluß der kalten Witterung nicht hinlänglich verwahrt werden, wie auch, daß die Herbst- und Winter-

kleider zu spät nach dem Sommer, wenn die Abende schon kalt sind und Herbstregen fallen, die Frühlingsanzüge aber zu zeitlich, wenn der Sonnenschein die Luft noch nicht erwärmt hat und rauhe Winde herrschen, genommen werden.“

25. Die Taschenuhr.

Junge Leute sollen auf der Huth seyn, bey Ausflügen auf das Land, in dem Theater, in Gasthäusern und auf Reisen, überhaupt in Gelegenheiten, wo sie sich in einer gemischten Gesellschaft unbekannter Leute befinden, zu vertraut mit denselben zu werden, ihnen von ihren Familienangelegenheiten unvorsichtig alles mitzutheilen, und überhaupt zu offenherzig gegen den einen oder den anderen zu werden, bevor sie nicht seinen Stand, Charakter und seine Denckungsart erforscht haben. Man kommt bey diesen Gelegenheiten manchmahl in Berührung mit Leuten, welche für eine Weile äußerst angenehme und liebenswürdige Gesellschafter sein können, und im Gespräche und in ihrem ganzen Benehmen sehr gebildet zu seyn scheinen, die sich auch freundschaftlich an den einen oder den anderen

Reisenden anschließen, aber nur Wölfe in Schafskleidern sind, die auf den Schaden anderer ausgehen, und deren Bekanntschaft immer Nachtheil bringt.

Ein schlichter, gutherziger und wohlhabender Bürger Wiens reisete nach vollendeter Trink-Cur von Carlsbad nach der Residenzstadt zurück. Schon in dem Curorte hatte er mit einem dem Anscheine nach wohlherzogenen jungen Manne, der auch viele Bildung zu besitzen schien, bey der Wirthstafel gesprochen, und war von demselben immer anständig und höflich behandelt worden. Es war dem Wiener Bürger daher auch angenehm, diesen Herrn im Eilwagen auf der Rückreise zu treffen, und er nahm den Platz neben demselben.

Das Gespräch der Reisegesellschaft wurde bald lebhaft; der fremde Herr erzählte von seinen Reisen durch verschiedene Länder, von den Merkwürdigkeiten der Städte, die er besucht hatte, und von den guten und zweckmäßigen Einrichtungen in denselben. Alle Reisenden hörten ihm mit Aufmerksamkeit zu, und der neben ihm sitzende Wiener Bürger wurde von seinen Erzählungen, Beschreibungen und Urtheilen, die er in einen angenehmen und lebhaften Vortrag einzukleiden wußte, ganz hingerissen.

Insbondere verbreitete sich dieser Herr weitläufiger über die Sicherheitsanstalten in den verschiedenen

Ländern und über die Maßregeln, welche man ergriffen habe, um die Sittlichkeit zu befördern und das Laster zu unterdrücken; er bedauerte zugleich sehr, daß er auf seinen Reisen hatte bemerken müssen, daß in den Hauptstädten, welche er besucht hatte, die Unsittlichkeit selbst unter dem gemeinen Volke immer mehr um sich greife.

Einladung.

Alle Reisenden hatten diesen Herrn mit besonderer Achtung behandelt, und der Wiener Bürger freuete sich, einem so angenehmen Reisegefährten an der Seite zu sitzen. Ihre Unterhaltung wurde lebhaft fortgesetzt, und dadurch die Zeit auf der Reise verkürzt. Es that dem Wiener Bürger leid, daß er sich von seinem angenehmen Gesellschafter trennen mußte, als der Gilwagen auf dem Postamte in Wien ankam. Er lud seinen Reisegefährten, der in Wien ganz fremd zu seyn vorgab, zum Mittagessen ein, und dieser versprach, daß er sich zur bestimmten Stunde, wenn er sein Gepäck in Ordnung gebracht habe, in dessen Wohnung, die er sich in seine Schreibtafel anmerkte, einfinden werde.

Der Wiener Bürger eilte nach Hause, wo ihn seine Frau und Kinder mit Sehnsucht erwarteten und herzlich willkommen hießen. Er sagte seiner Frau,

daß er einen sehr angenehmen und gebildeten Reisegefährten zum Mittagsmahle geladen habe, und daß die nähere Bekanntschaft mit ihm, sie gewiß freuen werde.

Die bestimmte Stunde kam, aber der Fremde erschien nicht. Man wartete noch länger mit dem Essen auf ihn; aber er ließ sich nicht blicken. Da vermuthete die Frau, daß ein unvorhergesehener Fall ihn hindere, sein Wort zu halten, und daß, weil er bis jetzt nicht gekommen sey, sie schon ohne ihn werden zum Mittagsmahle gehen müssen.

„Laß uns noch fünf Minuten warten,“ entgegnete der Herr, „vielleicht kommt der Gast doch noch.“ Er griff nach seiner Uhr, um die Zeit genau zu wissen, — aber wie erschrak er! Die Uhr war fort, eine sehr kostbare Repetiruhr mit einer schweren goldenen Kette, mit dem goldenen Schlüssel und Petschaft. Der Reisegefährte ließ sich nicht mehr blicken, und auch die Uhr kam nicht mehr zum Vorschein, obwohl der getäuschte Wiener Bürger die sorgfältigsten Nachsuhungen anstellte.

Der Dieb wird entdeckt.

Dieser Wiener Bürger, ein sehr rechtlicher und geachteter Mann, war auch Beysitzer des Criminal-Gerichtes. Eines Tages führte man einen sehr berühmten Taschendieb zur Untersuchung vor, den man

nach langem Nachspüren endlich bey einem Diebstahle betroffen und ergriffen hatte. Der Wiener Bürger erkannte an diesem Gauner sogleich den gesprächigen und galanten Reisegefährten im Eilwagen, der durch sein gefälliges und feine Bildung verrathendes Benehmen die Zuneigung der Reisegesellschaft zu gewinnen und des Wiener Bürgers Aufmerksamkeit so zu fesseln gewußt hatte, daß er ihm die Taschenuhr stehlen konnte.

Derley Fälle, wie dieser hier erzählte, kommen zwar nicht häufig vor, aber dieser einzige Fall räth schon Vorsicht und Behuthsamkeit im Umgange mit ganz Fremden und Unbekannten an.

Inhalt.

	Seite
1. Die drey Brüder in der Fremde	1
2. Die Waise	13
3. Der treue Diener	21
4. Unverhoffte Zurückkunft	32
5. Eine undankbare Tochter	42
6. Ein Gegenstück	49
7. Der Gerechte erbarmet sich des Viehes	53
8. Die graue Schwester	57
9. Das Glück hängt oft von einem Zufalle ab	69
10. Die unschuldig Verfolgte	74
11. Der Mensch denk't's, Gott lenk't's	87
12. Wie einem Studenten geholfen wird	98
13. Verspottete Krüppel nicht	105
14. Unglück durch den Genuß der Tollkirschen, und Rettung	109
15. Die Tollkirsche	113
16. Wer dem andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein	115
17. Der Slowaken = Bube	121
18. Der Advocaten = Schreiber	129
19. Schrecklich ist der Tod des Sünders	141
20. Eine brave Tochter	153
21. Die Flüchtlinge	156
22. Die Stiefmutter	178
23. Der Invalide und sein Sohn	185
24. Sorge für die Gesundheit	194

Gedruckt bey J. P. Sollinger

